

Akademikerinnen türkischer Herkunft

Berliner Beiträge zur Ethnologie

Band 3

Ulrike Selma Ofner

Akademikerinnen türkischer Herkunft

Narrative Interviews mit Töchtern
aus zugewanderten Familien

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Als Dissertation in der vorliegenden Fassung im September 2002 fertiggestellt; vom Fachbereich Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin zur Erlangung des akademischen Grades "Doktor der Philosophie" der Freien Universität Berlin angenommen und im Juli 2003 in unveränderter Form zur Veröffentlichung freigegeben.

Erstgutachter: Professor Dr. Georg Elwert
Zweitgutachterin: Professor Dr. Barbara Kellner-Heinkele

Gedruckt auf holz- und säurefreiem Papier, 100 % chlorfrei gebleicht.

© Weißensee Verlag, Berlin 2003
Kreuzbergstraße 30, 10965 Berlin
Tel. 0 30 / 91 20 7-100
www.weissensee-verlag.de
e-mail: mail@weissensee-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Umschlagbild: Abeer Abu-Joodih: Häuserfassade, Keramik (Titelmotiv des Faltblattes zur Ausstellung der Künstlerin im Potsdamer Frauenzentrum 2001)

Printed in Germany

ISSN 1610-6768
ISBN 3-89998-006-9

Die Erstellung dieser Studie wurde ermöglicht durch
Stipendien des Förderprogramms Frauenforschung,
Senatsverwaltung für Arbeit, Berufliche Bildung und Frauen
bzw. des Berliner Programms zur Förderung der
Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre

Karriere und Abschottung gegen Diskriminierung

Ausgehend von 23 narrativen Interviews, welche sie selbst erhoben hat, stellt Ulrike Ofner in einer detaillierten analytischen Fallrekonstruktion fünf dieser Fälle vor dem Hintergrund des Gesamtsampels Gemeinsamkeiten wie auch – was sie in ihrer Erhebung besonders konturiert – die Variationen dieser Lebensläufe heraus. Das Auffallendste an dieser Studie ist jedoch nicht der Gegenstand (gewiss, ansonsten in der sozialwissenschaftlichen Forschung eher unterrepräsentiert), sondern die bemerkenswerte Präzision in der Auswertung der empirischen Daten!

Die Arbeit sticht auch durch ihren ansprechenden und klaren und trotz der Verwendung präziser Fachausdrücke flüssig zu lesenden Text hervor. Durch die Darstellungsweise und die Dokumentation sind alle Interpretationen intersubjektiv überprüfbar. Der Leser hat so die Möglichkeit, sie auch gegen den Strich zu bürsten. Nichtfachleuten wird durch Erläuterung der fachspezifischen Ausdrucks- und Schreibweisen das Verständnis ermöglicht. Eine besondere Stärke liegt in der sorgfältigen Auswertung nach den Regeln qualitativer Methodik (hier insbesondere Bohnsack und Riemann) folgend. Durch die subtile Interpretation von Akzentsetzungen, Stil, Auslassungen, Widersprüchen und Versprechern erfahren wir bemerkenswert viel über die emotionale Bewertung der eigenen Lebensgeschichte der Befragten. Üblicherweise verflüchtigt sich die Spannung der Leser sobald autobiographische Texte nach standardisierten Analyseverfahren zergliedert werden. Hier ist es anders; der Text liest sich ausgesprochen spannend.

Das schonungslos nüchterne Instrument der qualitativen Analyse narrativer Interviews legt, wie Ofner eindrucksvoll demonstriert, viel mehr von Intention und Eigenheiten der Erzählenden offen, als diesen selbst bewusst ist. Bisweilen kann es erscheinen, als stünden sie nackt mit allen ihren Schwächen vor dem Leser. Desto deutlicher treten aber auch die Stärken der geschilderten Personen hervor. Der Leser ist beeindruckt.

Ganz nebenbei destilliert Ofner in ihrer Rekonstruktion der Biographien Faktoren heraus, welche zu quantitativ überprüfbaren Forschungsprogrammen überleiten. Es lohnt sich so, der Frage nachzugehen, ob ein als emotional beglückend erfahrenes erstes Schuljahr, auch wenn es in einer Zwergschule absolviert wird, nicht besondere Chancen für den späteren Bildungsaufstieg legt. Im Einklang mit anderen Forschungen wird auch hier die Bedeutung von Zweisprachigkeit für das Erlernen später schulisch vermittelter Fremdsprachen deutlich. Wir finden scharfsinnige Hypothesen zu Persönlichkeitsmerkmalen, welche den Lebensweg steuern, z. B. „die Flucht vom Bekannten ins Unbekannte“ – was sich auch auf einen Teil der Ethnologen und Ethnologinnen anwenden läßt.

Anders als in großen Teilen der Literatur suggeriert, fand Ofner, dass bei bildungsfernem Familienhintergrund der Aufstieg zur Akademikerin ein positives Verhältnis zum Elternhaus wichtige Voraussetzung und vielfach förderlich war. Trotz zum Teil heftiger Ablö-

sungsprozesse und vorübergehender Entfremdungen, kam es bei den von ihr untersuchten Biographien nie zu einem länger anhaltendem oder gar endgültigen Bruch. Auffallend ist, wie häufig es sich bei diesen erfolgreichen Frauen um älteste Töchter handelte. Zu denken geben muss auch, dass keine der Frauen, die später die Bildungsleiter so hoch geklettert sind, in der türkischen Regelklasse verblieben war. Die verbreitete These vom Einfluss des Einwanderungsalters auf den Schulerfolg kann Ofner nicht bestätigen. Auch bei einer Einwanderung im elften, zwölften oder gar sechzehnten Lebensjahr ist offensichtlich ein späterer Erfolg in einem akademischen Beruf noch möglich. Das wichtigste Ergebnis scheint mir zu sein, dass es ein gemeinsames Merkmal dieser erfolgreichen Frauen ist, dass sie sich gegen Diskriminierungserfahrungen abzuschotten wissen.

Georg Elwert

Berlin im Juli 2003

Inhaltsverzeichnis

Teil I: Einführung in das Thema und Allgemeines

1.	Einleitung	10
1.1	Textaufbau	12
1.2	Vierzig Jahre Migrant/-innen aus der Türkei und Migrationsforschung	13
1.3	Kurzdarstellung des methodischen Vorgehens	22
1.4	Auswahl der Interviewpartnerinnen	28
1.5	Erläuterungen zu verwendeten Begriffen	33

Teil II: Die empirische Untersuchung

2.	Fallbeispiele	39
2.1.	Fallbeispiel Aylâ – „nicht zwischen den Stühlen sitzen, sondern Brücken schlagen...“	39
2.1.1	Strukturelle Beschreibung	40
2.1.2	Biographische Gesamtformung	105
2.1.3	Zusammenfassung der analytischen Ergebnisse	108
2.2.	Fallbeispiel Berrin – „die Exotin ... man will davon weg und kommt irgendwie nich´ weg“	112
2.2.1	Analytische Kurzbeschreibung der biographischen Stegreiferzählung	113
2.2.2	Spannungsgeladene Themenbereiche	123
2.2.3	Zusammenfassung	134
2.3.	Fallbeispiel Canan – „Wissen ist Macht, deshalb quäle ich mich durch das Jurastudium“	136
2.3.1	Analytische Kurzbeschreibung der biographischen Stegreiferzählung	137
2.3.2	Zusammenfassung	152
2.4.	Fallbeispiel Dilek – „Du wirst nicht gewollt, du mußt dich irgendwie beweisen“	154
2.4.1	Strukturelle Beschreibung	155
2.4.2	Biographische Gesamtformung	195
2.4.3	Zusammenfassung der analytischen Ergebnisse	197
2.5.	Fallbeispiel Elif –	200
	„Ich hab´ eigentlich immer gearbeitet, Praktika gemacht oder bin ins Ausland gegangen“	200
2.5.1	Analytische Kurzbeschreibung der biographischen Stegreiferzählung	201
2.5.2	Zusammenfassung	229
3.	Vergleichende Analyse spezifischer Prozeßabläufe	233
3.1.	Sozialisations- und Verortungsprozesse	235
3.1.1	Prozesse der familiären Einbindung und Ablösung, Geschwisterkonstellationen	235
3.1.2	Prozesse der schulischen Karriere	240
3.1.3	Interaktionsprozesse mit Schul- und Studienkolleg/-innen	245
3.1.4	Prozesse der Studienwahl	250
3.1.5	Prozesse in der Berufssphäre	254
3.1.6	Familienplanung und/oder –gestaltung	259
3.2	Verhältnis zwischen sozialer und subjektiver Organisation der Biographie	263

Teil III: Ergebnisse, Schlußfolgerungen, theoretische Vergleiche

4. Bedingungen für Bildungs- und Berufserfolge im Migrationskontext	265
4.1 Einfluß d. Sozialisationsbedingungen auf Persönlichkeitsentwicklung u. Karriere	265
4.1.1 Der familiäre Hintergrund	265
4.1.2 Frage der Bedeutung von Religiosität	266
4.1.3 Individualisierung vor dem Hintergrund emotionaler Rückzugsfelder	270
4.2 Binnendifferenzierung bzw. Polarisierung der ‚türkischen Community‘?	272
4.3 Ungleiche Chancen und uneinheitliche Konzepte im Bildungssystem	277
4.3.1 Debatten um Interkulturelle Pädagogik	278
4.3.2 Erklärungsversuche für Bildungserfolg und -versagen	280
4.3.3 Plazierungsverhalten beim Wechsel von der Primar- auf die Sekundarstufe	282
4.3.4 Fazit	285
4.4 Berufliche Verortung	286
Schlußbemerkungen	289
Literaturverzeichnis	295
Anhang	311
Detailliertes Anhangverzeichnis	312
A) Überlegungen z. method. Vorgehen: „Biographieforschung als ‚Königinnenweg‘?“	313
a) Migrationsforschung zwischen allen Stühlen?	313
b) Biographischer Zugang versus hypothesenprüfend-standardisierte Verfahren	314
c) Der Gedanke der Biographizität	315
d) Das narrative Interview – Tonband anstellen allein genügt nicht	316
e) Nähe oder Distanz zu den ‚Erforschten‘ und deren Umfeld?	317
f) Der Forschungsprozeß	319
aa) Das Sampling	319
bb) Auswertung der Interviews/Fallpräsentationen	321
g) Standortgebundenheit, Grenzen der Methode, kritische Betrachtungen	323
h) Die Peinlichkeit von ‚Bloßstellungen‘	325
i) Feministische Sichtweisen – oder was davon übrig ist	326
B) Vorstellungsbrief, Kurzfragebogen	328
C) Biographische Daten und Kurzportraits	332
Tabellarische Übersicht zu den demograph. Daten der Interviewten des 1. u. 2. Samples	332
Kurzbiographien	333
D) Transkriptionserläuterungen	353
E) Tabellen und Graphik	354
Danksagung	365

Teil I: Einführung in das Thema und Allgemeines

1. Einleitung

Das Ansinnen, eine Studie zu dem Thema erstellen zu wollen, entstand 1998. In diesem Jahr kochten die Emotionen und Debatten zur ‚Ausländerintegration‘ hoch. Sie wurden von der Frage beherrscht, ob das Erlangen einer Doppelstaatsbürgerschaft für breite Kreise der ‚ausländischen Mitbürger/-innen‘ erheblich erleichtert bzw. überhaupt erst ermöglicht werden sollte. Die Zeitungen waren voll mit Artikeln, die sich neben staatsbürgerrechtlichen Abwägungen mit Religionsunterschieden, ‚Überfremdungsängsten‘, ‚kulturellen Differenzen‘, ‚Integrationsfähigkeit‘ etc. befaßten. Fast zeitgleich sorgte der Fall der muslimischen Lehramtsanwärterin Ludin für Aufsehen, die sich gerichtlich das Recht erstreiten wollte, während des Unterrichts ein Kopftuch zu tragen. Da war plötzlich ein Nebenwiderspruch in die Dispute geraten, der die Gegensatzpaare ‚orientalisch-rückständig/okzidental-modern‘ gehörig durcheinanderrüttelte. Das Bild der ‚traditionellen‘ Muslimin mit geringer Bildung, die ihr Kopftuch als Zeichen der Unterwerfung trägt, paßte nicht mehr. Dieses Phänomen selbstbewußter und reflektierter Bekenntnisse zum Islam, das bei einer zunehmenden Zahl überdurchschnittlich gebildeter Mädchen und ganz junger Frauen zu beobachten ist, gelangte schnell auch ins Visier wissenschaftlicher Forschung. Mir stellte sich nun die Frage: Wie stellt sich die Lebenssituation von Frauen türkischer Herkunft der sogenannten zweiten Generation (‚Migrant/-innentöchter‘) mit abgeschlossener Hochschulausbildung dar, die bereits im Berufsleben stehen und von der Öffentlichkeit weniger deutlich wahrgenommen werden? Wie wirkt sich der Migrationskontext auf den biographischen Entwurf vor allem im Hinblick auf die Bildungs- und Berufskarriere aus?

Theoretisches und empirisch erlangtes Vorwissen über Migrant/-innen türkischer Herkunft besaß ich zu diesem Zeitpunkt noch nicht in so umfassendem Ausmaß, daß es bereits sämtliche Vorurteile hätte eliminieren können. Aus dieser Not möchte ich eine Tugend machen. Indem das ‚Alltagswissen‘ und vermeintliche Gewißheiten nicht schamhaft verschwiegen, sondern an den entsprechenden Stellen durch Konfrontation mit den empirischen Daten dokumentiert und als Voreingenommenheiten entlarvt werden, erweist sich, wie hartnäckig orientalisierende Bilder in der westlichen (Vorstellungs-)Welt internalisiert sind.

Die Auswertungsergebnisse der 23 biographischen Interviews legen weder eine Viktimisierung noch eine Heroisierung der befragten Frauen nahe. Marginalisierungsmechanismen sind demnach zwar keineswegs zu bagatellisieren, aber auch nicht als unüberwindbar in den Vordergrund zu stellen. Die Frauen werden nicht zu Heldinnen stilisiert, die mit allen Schwierigkeiten bravourös fertig werden. Die Kosten für das Erringen von Anerkennung in der Mehrheitsgesellschaft (z.B. durch das Bekleiden einer hohen beruflichen

Position) werden oft erst in der genauen Analyse der Interviewtexte deutlich, die in vielen Fällen bei erstmaligem Hinhören wie reine Erfolgsstories klingen.

Meine Interpretationen und die Sezierung der Aussagen werden daher nicht immer ein positives Echo bei den von mir befragten Frauen hervorrufen, denen ich doch zu sehr großem Dank verpflichtet bin. Das Vertrauen, das sie mir entgegengebracht haben, gilt sicher zu einem beträchtlichen Teil der Mehrheitsgesellschaft insgesamt, obwohl die sie nicht immer nur gut behandelt hat. Der oft zum Vorschein gekommene ungebrochene Optimismus und das Durchhaltevermögen meiner Interviewpartnerinnen dienten als Vorbild in ‚Schaffenskrisen‘ bei dieser Arbeit. Es ist für mich gut nachvollziehbar, wie z.B. Helma Lutz, obwohl sie in ihrer Studie über Sozialarbeiterinnen türkischer Herkunft mit scharfem analytischen Blick stets den Preis beruflichen Gelingens wahrnimmt, doch auch der Bewunderung für die Leistungen ihrer „Informantinnen“ erlegen ist. Sie würden „sich mehrheitlich auszeichnen durch eine Lebensstärke, die von autochthonen Frauen in vergleichbaren sozio-ökonomischen Situationen kaum erreicht wird“ (1991: 33).

Im Fokus der Studie steht das Aufzeigen des Bemühens der befragten Frauen, in der Bundesrepublik Deutschland eine ihren Fähigkeiten und Bedürfnissen adäquate soziale Position zu finden („Verortung“¹). Durch den Status von ‚Gastarbeiter/-innentöchtern‘² sind sie zunächst mit der Hypothek der ihnen entgegengebrachten Vorurteile belastet. Es stellt sich die Frage, wie es ihnen gelingt, die von der Mehrheitsgesellschaft oder auch von den Herkunftsfamilien konstruierten Hindernisse zu überwinden. Ziel und Ergebnis der Studie ist es u.a. aufzuzeigen, welche Konstellationen günstigere Voraussetzungen für einen Bildungsaufstieg schaffen, welche Spielräume den Individuen verbleiben, und wie sie in Wechselwirkung mit den äußeren Rahmenbedingungen genutzt werden.

Das Durchlaufen des deutschen Bildungssystems bis zum Erlangen eines Hochschulabschlusses in Verbindung mit ‚bikulturellen‘ Kompetenzen (deren wichtigste Zweisprachigkeit ist) bietet die Möglichkeit, Nischen und Randbereiche des deutsch-türkischen Arbeitsmarktes zu besetzen. Die Implikationen des Verbleibs im ‚eigenethnischen‘ Umfeld (auch) im beruflichen Bereich sind zwiespältig: Zum einen sind die Einstiegschancen besser und die Konfrontation mit Diskriminierungen aufgrund der Herkunft entfällt. Zum anderen setzen sie sich durch den Rückzug in die ‚türkische Community‘ stärker der Stigmatisierung und Ausgrenzung seitens der ‚Aufnahmegesellschaft‘ aus. Bei dem Bestreben jedoch, über den deutschen Arbeitsmarkt Karriere zu machen, erregen sie immer noch ein gewisses Aufsehen und müssen sich als ‚Exotinnen‘ behaupten.

¹ Zur Definition des Begriffs „Verortung“ s. erste Fußnote in Abschnitt 1.1 auf der folgenden Seite.

² Das Bemühen um politisch korrekte Schreibweise (Arbeiter/-innen) in Verbindung mit einer unkorrekten Bezeichnung (‚Gastarbeiter‘ für seit langem hier Ansässige) entbehrt nicht einer gewissen Komik. (Diesen Hinweis verdanke ich Peter Eickhoff.) Von Gastarbeiterinnen war übrigens während der Anwerbephase viel seltener die Rede – die Rekrutierung weiblicher Arbeitskräfte wurde lange ignoriert. Treibel spricht von einer „Wahrnehmungslücke der Migrationsforschung“ (1990: 91).

Vor allem anhand von fünf ausführlich dargestellten Fallbeispielen werden unterschiedlichste Handlungsmuster vor diesem Hintergrund illustriert.

1.1 Textaufbau

Nach den Hinweisen in diesem Abschnitt zum inhaltlichen Aufbau der nachfolgenden Kapitel wird im nächsten Abschnitt (1.2) ganz kurz auf den gesellschaftlichen Bezugsrahmen und den Forschungsstand eingegangen. Es folgen erste Erläuterungen zum methodischen Vorgehen (Abschnitt 1.3) und zum Zustandekommen des Samples (Abschnitt 1.4).

Den umfangreichsten Teil nimmt die empirische Untersuchung mit den ausführlich dargestellten Fallbeispielen (Kapitel 2) ein. Diese Gewichtung ist der methodischen Herangehensweise geschuldet. Derzufolge sollen Ergebnisse – möglichst unbeeinflusst von theoretischen Vorannahmen – aus dem erhobenen Datenmaterial gewonnen werden. Gemäß abduktiver Forschungslogik (s. Anhang, Abschnitte b und f) kann die Argumentationslinie auf den Gang ‚durch das Material hindurch‘ nicht verzichten, denn „die Erkenntnisperspektive (besteht) gerade in dem Wechselverhältnis von Konkretem und Allgemeinem“ (DAUSIEN 1996: 8). Das intensive Sich-Einlassen auf Lebensgeschichten ist auch unabhängig vom Forschungsinteresse wegen der atmosphärischen Dichte und des Dokumentationsgehalts der Erzählungen m.E. äußerst interessant und durchaus spannend. Zusammen mit den Analysen und Interpretationen soll eine „dichte Beschreibung“ (Geertz 1987) der autobiographischen Perspektive der Interviewpartnerinnen erzielt werden. Am Ende der Fallbeschreibungen befinden sich jeweils Zusammenfassungen.

Im Anschluß an die ganzheitliche Darstellung der ausgewählten Fallbeispiele in Kapitel 2 erfolgt in Kapitel 3 eine vergleichende Analyse relevanter Sozialisations- und Verortungsprozesse¹ mit theoretischen Verknüpfungen. Dem Anspruch, soziale Komplexität nicht zu reduzieren, kann eher bei den Fallbeschreibungen genügt werden. Bei den vergleichenden Prozeßanalysen ist dies zugunsten von thematischen Gewichtungen nicht in gleichem Maße einzuhalten, aber auch nicht aus den Augen zu verlieren.

In Kapitel 4 werden die wichtigsten Ergebnisse aus der empirischen Untersuchung nochmals hervorgekehrt². Es werden aber auch solche Aspekte beleuchtet, bei denen das zur

¹ „Verortung“ verwende ich wie Gutiérrez-Rodríguez, die ihre Definition des Begriffs auf jener Adrienne Rich‘ (1986) aufbaut: Es geht „nicht darum, die lokale Positionierung als singular zu betrachten, sondern sie in ihrer lokalen und globalen Verknüpfung mit anderen gesellschaftlichen Verhältnissen zu betrachten.“ Die „Verortungsstrategien intellektueller Frauen im Kontext der Arbeitsmigration ... (entstehen) am Schnittpunkt internationaler und nationaler Prozesse“ (GUTIÉRREZ-RODRÍGUEZ 1999: 246).

² Von Korrektor/-innen wurde ich bei Ausdrücken wie „hervorkehren“ darauf hingewiesen, daß es sich um Austriazismen handelt (wenn auch im Duden als Standardhochdeutsch mitberücksichtigt). Die

Verfügung stehende Datenmaterial keine validen Aussagen zuläßt, sondern eher Anlaß zu weiteren Fragestellungen liefert. Dies geschieht in Verbindung mit Forschungsergebnissen und theoretischen Aussagen anderer Studien. Viele Widersprüchlichkeiten und Ungeheimheiten, die beim Vergleich unterschiedlicher Autor/-innen auftauchen, die über die Situation von Migrant/-innen und/oder deren Nachkommen aus den ehemaligen Anwerbeländern geschrieben haben, treten auch in meinem Forschungsmaterial zutage. Dies belegt einerseits die Heterogenität jener Personengruppen, aber auch ihre komplexen und teilweise widersprüchlichen Lebensbedingungen. Der gesellschaftliche Bezugsrahmen (der in der Migrationsgeschichte in Abschnitt I.2 lediglich knapp angesprochen wird) kommt so nochmals stärker in Vorschein.

Die bis dahin nur kurz erläuterten methodischen Überlegungen, nach denen die Studie konzipiert wurde, erfahren im Anhang eine umfassendere Darstellung. (Unter Zugrundelegung eigener Erfahrungen behaupte ich, daß methodentheoretische Texte besser lesbar sind, *nachdem* ein konkreter Zusammenhang mit empirischem Material hergestellt worden ist.) Des weiteren finden sich im Anhang die Kurzbiographien all der verbleibenden Fälle, die nicht ausführlich vorgestellt worden sind, neben anderem illustrativen Material wie statistischen Daten, dem Kurzfragebogen und ‚Info‘-Brief, den die Interviewpartnerinnen im Vorfeld erhalten hatten, etc.

1.2 Vierzig Jahre Migrant/-innen aus der Türkei und Migrationsforschung¹

Auf die 40-jährige Geschichte türkischer Migrant/-innen und die Geschichte der Migrationsforschung ist bereits in diversen Studien und auch Artikeln ausführlicher Bezug genommen worden. Am Ende dieses Abschnitts ist eine Liste der von mir recherchierten Literatur zu diesem Thema angefügt. Die Autor/-innen verweben oft Migrationsgeschichte und Geschichte der Migrationsforschung (wie es auch hier im folgenden geschehen wird). Da die historischen Gegebenheiten mittels Fachlektüre rekonstruiert werden, läßt sich dies kaum vermeiden. Bei der Zweiteilung der Aufzählung² handelt es sich daher eher um eine Gewichtung als um eine strikte Trennung. In der genannten Literatur wird auch nicht immer ausschließlich auf Migrant/-innen türkischer Herkunft Bezug genommen, sondern oftmals gleichzeitig auf jene aus anderen ehemaligen Anwerbeländern.

Leser/-innen mögen über den einen oder anderen Ausdruck stolpern aber ich hoffe, sie stoßen sich nicht ernsthaft daran.

¹ Migrationsforschung verwende ich hier als Überbegriff bzw. synonym für Migrationsforschung *und* Migrant/-innenforschung. Zur Unterscheidung („dort: soziale Strukturen; hier: Individuen und Gruppen“) siehe Treibel (1988: 70 unter Berufung auf Auernheimer und etwas ausführlicher S. 202).

² Bei dieser Auflistung von Literatur zur Migrationsgeschichte und zur Geschichte der Migrationsforschung wird kein Anspruch auf Vollständigkeit erhoben.

Da – wie gesagt – schon sehr viel zu dem Thema veröffentlicht wurde, sollen hier nur die wichtigsten historischen Stationen knapp skizziert werden:

Zehn Jahre nach dem 2. Weltkrieg gierte das Wirtschaftswunderland nach fleißigen Händen: Deutschland schloß 1955 den ersten ‚Gastarbeiter‘-Anwerbevertrag mit Italien, danach mit Griechenland und Spanien. Die Türkei folgte 1961 kurz nach dem Mauerbau. Sowohl Angeworbene wie Anwerber betrachteten das Arrangement als vorübergehend. Seitens des Anwerbelandes sind dementsprechend die Diskussionen über Vor- und Nachteile des Einsatzes von Arbeitsmigrant/-innen betriebs- und volkswirtschaftlich ausgerichtet. Das Arbeitskräftepotential erscheint wie eine beliebig verfügbare Masse, derer man sich bei Bedarf bedienen, aber auch wieder entledigen kann (vgl. Apitzsch 1990: 371).

Durch die Energiekrise ausgelöste wirtschaftliche Probleme und das Ansteigen der Arbeitslosenzahlen bewegen die Politiker 1973 zur Verfügung eines Anwerbstopps. Um das Aufenthalts- bzw. Wiedereinreiserecht nicht zu gefährden, verbleibt die Mehrzahl der Migrant/-innen in Deutschland und holt Familienangehörige nach (jedoch weitgehend ohne die Vorstellung von der Rückkehr aufzugeben). Die Intention des Anwerbelandes – Herholen und Wegschicken – war gescheitert. Gescheitert war aber auch der Traum vieler Arbeitsmigrant/-innen, ‚das schnelle Geld zu machen‘, um sich damit in der Heimat eine gesicherte Existenz aufzubauen. Die von der Regierung der BRD 1983/84 besonders forcierten finanziellen Rückkehranreize bewogen in diesen beiden Jahren dann auch tatsächlich viele zur Remigration. 1984 waren es z.B. 213.469 Türk/-innen, die ihren Aufenthalt in Deutschland beendeten. Die Chancen für Existenzgründungen verschlechterten sich in der Türkei jedoch proportional zur Zahl der Rückkehrer/-innen – was aber keineswegs etwas mit der Masse der Remigranten allein zu tun hat: Die umstrukturierte Wirtschaftspolitik nach dem Militärputsch 1980 ließ die Mittelschicht schrumpfen und machte „einer immer größer werdenden Unterschicht Platz“ (Gültekin 1989: 56). Diese ungünstigen Entwicklungen bewirkten rasch, daß die Remigrationswelle so schnell wieder abebbte, wie sie durch die finanziellen Anreize angestiegen war. Ab 1985 bewegten sich die Rückkehrerzahlen wieder (wie vor 1983/84) in der Größenordnung zwischen 60.000 und 90.000¹. Die geänderten ökonomischen Bedingungen in der Türkei zwingen Remigrationswillige, immer höhere Beträge anzusparen. Das Nachholen von Familienmitgliedern zur Vermeidung langer Trennungszeiten erschwert wiederum das Sparen. Werner Schifauer spricht in diesem Zusammenhang von der „Migrationsfalle“ (1991a: 174ff).

Aus vielen alleinreisenden Gastarbeiter/-innen wurden Einwandererfamilien (vgl. Karakaşoğlu-Aydın 1996: 41). Die wissenschaftliche Forschung nimmt sich dieser zunächst in

¹ Statistisches Bundesamt 1989: 8, entnommen: Wolbert 1985: 11. (Wolbert liefert an dieser Stelle noch wesentlich umfangreicheres Zahlenmaterial.)

„Problembewältigungsbereichen“ an: Wohnen, Spracherwerb, Schulbildung, Gesundheitsversorgung, Jugendarbeitslosigkeit (SCHULZ 1992: 128ff).

Frauen tauchen in Studien zuerst als „Gastarbeiterfrauen“ auf. Dabei wird vernachlässigt, daß Frauen sowohl direkt als Arbeitskräfte angeworben wurden wie auch als nachgezogene Ehefrauen zu einem hohen Prozentsatz erwerbstätig waren (s. Abadan-Unat 1985: 207f, Gutiérrez-Rodríguez 1999: 23ff, Lutz 1991: 4, Wolbert 1995: 13). Der Modernitäts/Differenz-Hypothese zufolge, deren Nachwehen bis in die 80er Jahre hineinreichen, sind türkische Migrantinnen ungebildete Hausfrauen dörflicher Herkunft. Diese Darstellung wird der Komplexität gesellschaftlicher Entwicklungen nicht gerecht und ignoriert, daß

- es in der Türkei seit den 50er Jahren eine verstärkte Binnenmigration von ländlichen Gebieten in urbane Zentren gab¹ und gerade dieser Personenkreis in hohem Maße bereit war, den nächsten Schritt – der Migration ins Ausland – zu gehen;
- Frauen nicht zwangsläufig erst durch die Migration ins Ausland mit Erwerbstätigkeit in Berührung kamen (GUTIÉRREZ-RODRÍGUEZ 1999: 28) und zu „einem nicht unerheblichen Teil ... als sogenannte Pionierwanderinnen alleine aus(wanderten)“ (WESTPHAL 1996: 17, vgl. Treibel 1990: 91-96);
- in der Türkei durchlaufene Ausbildungen, z.B. im handwerklichen Bereich (Schneiderin, Friseurin) nicht mit staatlich regulierten Bildungsnachweisen abgeschlossen wurden und in Deutschland keine Anerkennung fanden (GUTIÉRREZ-RODRÍGUEZ 1999: 28).

Erst in den 90er Jahren greifen Studien (u.a.) den Aspekt der Dequalifizierungsmechanismen der Anwerbe-gesellschaft auf. Die ökonomische Benachteiligung von Migrantinnen läge weniger an den „kulturspezifischen Rollenerwartungen der Einwanderergemeinschaften selbst, als an kulturalistischen Geschlechterkonstruktionen einheimischer, staatlicher wie privater Ausbildungsagenturen“ (BARINGHORST 1995: 23, Zitat entnommen: Gutiérrez-Rodríguez 1999: 28; vgl. Aitzsch 1990: 352). Der „Perspektivenwechsel“ in der Migrant/-innenforschung fand keineswegs sprunghaft statt und hat m.E. auch längst noch nicht das Bewußtsein der Mehrheitsgesellschaft (und das ihrer Entscheidungsträger) maßgeblich verändert. Die Aufmerksamkeit richtet sich in der Öffentlichkeit beim Thema „Migrant/-innen“ nach wie vor auf Frauen türkischer Herkunft, weil sie als einem patriarchalischen Wertesystem am stärksten verhaftet – und somit als „rückständig“ und schwer

¹ „Etwa die Hälfte aller in die Bundesrepublik eingereisten Türken hat vor der Einreise, zumindest kurzfristig, in den städtischen Metropolen des Landes gelebt“ (LUTZ: 1989: 35, vgl. ZfT 1996: 45, Schiffauer 1991a: 86-91).

‚integrierbar‘¹ – gelten (s. Hebenstreit 1983: 85f, Mansfeld 1987: 51, Otyakmaz 1995: 48, Gümen 1996: 82). Die Türkin als Exotin bleibt beliebt auch als ‚Untersuchungsobjekt‘ – siehe Anhang, Abschnitt e).

In der Migrant/-innenforschung wird seit den 80er Jahren v.a. von Autorinnen, die feministischen Ansätzen nahestehen, Kritik an der ‚Defizitthese‘ und an klischeebehafteten Darstellungen von Türkinnen geübt². Die ‚bikulturellen‘ Kompetenzen von Migrantinnen werden nunmehr verstärkt in den Vordergrund gerückt. („Junge Migrantinnen gehören mit ihren Fähigkeiten, in und mit verschiedenen kulturellen Anforderungen zu leben, zur Avantgarde einer postmodernen Gesellschaft“ (Rosen 1997: 122).) Hendrych/Wagner sprechen vom Wechsel zum „Kompetenzansatz“ (1997: 253). Besonders deutlich wird dies in Titeln wie „Die Mädchen haben Power und wissen wo’s lang geht“ (Dressler/Wemken zur „...Alltagsbewältigung von Mädchen aus der Türkei“), „Auf allen Stühlen“ (Otyakmaz zum „... Selbstverständnis junger türkischer Migrantinnen in Deutschland“).

Zunehmend beginnt sich der Einfluß von Sozialwissenschaftlerinnen bemerkbar zu machen, die selbst in irgendeiner Form – d.h. nicht unbedingt als angeworbene Arbeitsmigrantinnen oder deren Töchter – Migrationserfahrungen aufweisen³. Um nur einige wenige, bzw. jene zu benennen, die in der von mir zu diesem Thema recherchierten Literatur als Autorinnen zitiert wurden: Akbulut, Apostolidou, Çağlar, FeMigra (Autorinnenkollektiv ‚Feministische Migrantinnen‘, dem auch Gutiérrez-Rodríguez angehört), Gümen, Gültekin, Karakaşoğlu-Aydın, Kalpaka, Konuk, Kürşat-Ahlers, Neusel, Otyakmaz, Tesfa, Wieringa.

¹ In Abschnitt 4.2 wird auf die Problematik der Verwendung des Begriffes „Integration“ wegen seiner Mehrdeutigkeit kurz eingegangen.

² Siehe Dressler/Wemken 1988, Jansen/Rosen 1988, Lenz 1988a, 1988b; Lutz 1988a, 1988b, 1989, Lutz/Huth-Hildebrandt 1998, Mansfeld 1987, 1988, 1993; Mihciyazgan 1989a, Rommelspacher 1993, Schultz 1988, Sellach 1989, Spohn 1986, Tesfa 1986.

³ Damit verzerrte Sichtweisen von ‚weißen‘ Wissenschaftlerinnen, die der dominanten Mehrheitsgesellschaft angehören, nicht weiter verbreitet werden, fordern manche Autorinnen Forschungsabstinenz auf Gebieten, die mehrfach unterdrückte Frauen betreffen. Zuerst wurde in der Frauenforschung v.a. von ‚farbigen‘ US-Amerikanerinnen Kritik am ‚weißen Feminismus‘ geübt, der nur die universelle Unterdrückung durch Männer thematisiere, aber die Privilegien, die ‚weiße‘ Mittelschichtfrauen selbst auf Kosten der ‚schwarzen‘ Frauen genießen, entweder gar nicht bemerkt oder ignoriert. (Die Bezeichnungen ‚farbig‘ und ‚schwarz‘ werden – ungeachtet der tatsächlichen Hautfarbe – als politische Kategorien verwendet.) Ähnlich wehren sich Migrantinnen gegen Herablassung, Deklassierung, Vereinnahmung. Otyakmaz erwartet z.B. „freiwilligen Machtverzicht“ von deutschen Sozialwissenschaftlerinnen. „Feministische und antirassistische Migrantinnenforschung (sollte) von Migrantinnen selbst erfolgen, da diese sich mit den ‚Forschungsobjekten‘ am besten identifizieren und ihre Partei ergreifen können“ (1995: 62f). Siehe dazu kritische Überlegungen von Helma Lutz 1990: 64f („das ‚Betroffenheitsprinzip‘ allein“ garantiere „noch keine bessere Forschung“) sowie allgemeiner zum Dilemma zwischen Nähe und Distanz im Anhang, Abschnitt e).

Besonders hervorheben möchte ich nach diesem kurzen Abriss zur bisherigen Migrant/-innenforschungen die auf hohem theoretischen Niveau gehaltene Dissertation von Gutiérrez-Rodríguez, da sie meinem Untersuchungsgegenstand sehr nahe kommt. Aus der Sicht einer Betroffenen mit erklärt feministischem und antirassistischem Anspruch¹ erstellte sie eine „dekonstruktivistisch“ angelegte Studie zum Thema „Intellektuelle Migrantinnen“². Sie schließe sich Sedef Gümen an, die vor einer neuen Verobjektivierung von Migrantinnen warne. Das Bild der „defizitären anderen Frau“ werde durch die Figur der „Pionierin der Moderne“ ersetzt (GUTIÉRREZ-RODRÍGUEZ 1999: 29). Dabei ist bemerkenswert, daß Gutiérrez-Rodríguez die Kritik an Stilisierungen von Migrantinnen als omnipotente Avantgardistinnen zwar zu übernehmen scheint, an anderer Stelle aber selbst – zumindest im Hinblick auf „eingewanderte Frauen, die sich in interkulturellen und antirassistischen Frauennetzwerken bewegen“ – die Hypothese formuliert, sie „seien als Pionierinnen neuer Verortungsperspektiven und Handlungsstrategien anzusehen“ (1999: 13).

Nicht enthalten in der Diskussion des Forschungsstandes ist bei Gutiérrez-Rodríguez die Debatte um „Neo-Muslimas“ (Nökel) – junge Frauen mit höherer Schulbildung, die im Alter zwischen 15 und 20 Jahren den Islam für sich entdecken und sich von Koran-Auslegungen männlicher religiöser Autoritäten emanzipieren. Dieses Phänomen ist seit den späten 80er Jahren in Ländern mit mehrheitlich muslimischer Bevölkerung ebenso

¹ Sie übt u.a. auch scharfe Kritik an Sozialforscherinnen, die ‚weißem Mittelschichtsfeminismus‘ nahestehen und die Unterprivilegierung ‚schwarzer Frauen‘ ignorieren, von der sie selbst profitieren. Vor Beginn der Interviewphase war nicht beabsichtigt, diesem Blickwinkel selbst auch größere Aufmerksamkeit zu widmen. Hatte ich mich nach ‚offenen Gesprächen‘ mit Akademikerinnen türkischer Herkunft in der Vorbereitungsphase noch der Illusion hingeeben, es würde ein weitgehend symmetrisches Verhältnis zwischen Forscherin und ‚Erforschten‘ bestehen, so mußte ich mich von dieser Wunschvorstellung bald verabschieden. Gleich beim ersten Interviewtermin in einer türkischen Beratungsstelle wurden Äußerungen getan, die zwar nicht direkt an meine Person, aber indirekt auch an mich als Stellvertreterin der Mehrheitsgesellschaft gerichtet waren (dabei hatte ich mich wahrheitsgemäß u.a. als ‚Ausländerin mit befristeter Aufenthaltserlaubnis‘ vorgestellt). Der Besitz eines Reisepasses (wenn auch nur mit befristeter Aufenthaltserlaubnis) eines Nachbarstaates von Deutschland (in dem noch dazu – fast – dieselbe Sprache gesprochen wird) machte indes wenig Eindruck, und ich bekam folgende Beschwerden zu hören: „Wir kennen das, daß deutsche Journalistinnen oder Sozialwissenschaftlerinnen uns stundenlang die Zeit mit Interviews stehlen, sich dabei laut und rücksichtslos breitmachen. Dann gehen sie mit einem Haufen Informationen wieder weg und sagen kaum ‚danke‘. Wir sind immer nur interessant, wenn es um Exotisches geht. Man behandelt uns mit wenig Respekt“ (Interview mit Tülay). Diese Desillusionierung war Anlaß, Literatur zum Verhältnis eingewanderter und deutscher ‚intellektueller‘ Frauen intensiv zu recherchieren. Dies passierte vor Veröffentlichung der Dissertation von Gutiérrez-Rodríguez Ende 1999. Mit dem Erscheinen von „Intellektuelle Migrantinnen“ war dann meine Literaturrecherche und -auswertung weitgehend hinfällig geworden, da bereits von Gutiérrez-Rodríguez vorgenommen (wenn auch von ihr als Expertin und gleichzeitig Betroffenen wesentlich gestraffter präsentiert denn von mir als ‚Neuling‘ konzipiert).

² Siehe Ausführungen der Vor- und Nachteile von Nähe versus Distanz zum Forschungsgegenstand im Anhang, Abschnitt e).

wie in muslimischen Diaspora-Gemeinden zu beobachten¹. Auch geht Gutiérrez-Rodríguez bei ihrem Exkurs zu feministischen Theorien nicht auf Autorinnen aus muslimischen Ländern² ein, sondern streift nur in anderem Zusammenhang (S. 214f) ganz kurz das Aufbegehren von Migrantinnen aus diesen Regionen gegen die westliche Sicht auf den Islam. Ansonsten beschränkt sich Gutiérrez-Rodríguez keineswegs auf Texte westlicher Feministinnen (s. Fußnote vorige Seite), sondern kritisiert diese im Gegenteil als ‚weiße Mittelschichts‘-Theorien³, auch unter Berufung auf entsprechende Veröffentlichungen ‚schwarzer‘ Autorinnen.

Gutiérrez-Rodríguez formuliert in ihrer Dissertation den Anspruch, die Ansätze jener Studien weiterzuführen, die „ein differenziertes Bild des Lebensalltags von Migrantinnen“ nachzeichnen sowie „die komplexe Widersprüchlichkeit des Alltags“ aufspüren. Unter jenen Werken, auf die sich Gutiérrez-Rodríguez dabei bezieht, befindet sich die Studie von Helma Lutz (1991), die bereits ausschließlich hochqualifizierte Berufstätige (türkische Sozialarbeiterinnen) thematisiert⁴. Gutiérrez-Rodríguez knüpft daran an, aber „interpretiere ... den Lebenskontext nicht [wie Lutz] innerhalb eines Kulturparadigmas“ (1999: 29). In konstruktivistischer Manier geht es Gutiérrez-Rodríguez m.E. dabei mehr um das Aufzeigen der Beschaffenheit und des Zustandekommens von sozialen Konstrukten, welche die Handlungsmuster der Individuen prägen, und weniger um die Frage nach Veränderungspotentialen.

Bei ihrem methodischen Zugang hat Gutiérrez-Rodríguez für die Datenerhebung (ebenefalls) biographische narrative Interviews gewählt. Die „intellektuellen⁵ Migrantinnen“ ihres Samples sind allesamt in „transnationalen Frauenorganisationen“ engagiert, die „nicht von nationalen Interessen geleitet sind“ (1999: 66f). Entsprechend ist die Bedeu-

¹ Siehe Karakaşoğlu-Aydın (1998, 2000), Klinkhammer (2000), Nökel (1997), Pusch (1996, 1998a u. 1998b), Werner (1996); vgl. zur Attraktivität des Islam für Angehörige einer westlichen Industrienation: Wohlrab-Sahar (1996).

² Ein Einblick in (im weitesten Sinne) feministische Literatur aus dem Mittleren Osten („Contemporary Feminist Scholarship and Middle East Studies“) findet sich bei Kandiyoti (1996). Klinkhammer benennt überblickartig Veröffentlichungen von „islamischen Denkerinnen“, die den Koran und muslimische Lehren aus frauenrechtlichem Blickwinkel reinterpreten (2000: 272).

³ Siehe S. 40ff; vgl. zum Thema „Rassismen und Feminismen“ Fuchs/Habinger (1996), Konuk (1996), Lutz/Huth-Hildebrandt (1998), Rätzzel (1996).

⁴ Die Studie von Lutz erschien zu einem Zeitpunkt, als die Kritik an starren ‚Kultur‘-Konzepten langsam Verbreitung fand. Im Theorieteil reflektiert Lutz den damals aktuellsten Diskussionsstand; im empirischen Teil stellt sie hingegen wieder die ‚kulturelle Identität‘ der von ihr Befragten in den Vordergrund. Trotzdem ist diese Studie vor allem – aber nicht nur – wegen des dokumentarischen Gehalts m.E. auch über 10 Jahre nach ihrem Erscheinen noch sehr lesenswert.

⁵ Unter „intellektuell“ versteht Gutiérrez-Rodríguez bezogen auf die Migrantinnen ihres Samples nicht zwangsläufig formale akademische Bildung, sondern v.a. die Fähigkeit, kritisches Bewußtsein zu entwickeln, zu artikulieren und aktiv umzusetzen (1992: 82ff, 124). Dagegen war gesellschaftspolitisches Engagement *kein* Kriterium bei der Auswahl meiner Interviewpartnerinnen.

tung von ‚eigenethnischen‘¹ Communities untergeordnet. Ihr Sample umfaßt sowohl Migrantinnen, die aus eigenem Entschluß nach Deutschland gekommen sind, als auch Töchter von Migrant/-innen und ist multinational zusammengesetzt. Sie selbst benutzt den Ausdruck ‚transnational‘, um ihre Distanzierung von der ‚kulturdifferentiellen Perspektive‘, die ‚lange in der deutschsprachigen Migrationsforschung‘ vorgeherrscht habe, deutlich zu machen (1999: 68f). Die Herkunftsländer der Familien der von ihr vorgestellten Frauen sind Griechenland, Spanien, Italien, die Türkei und Marokko². Die Miteinbeziehung beispielsweise philippinischer und koreanischer Arbeitsmigrantinnen oder Flüchtlingsfrauen mußte allerdings auch in ihrem Sample wegen des ‚zeitlich und finanziell beschränkten Rahmens‘ unterbleiben (S. 67).

Gutiérrez-Rodríguez richtet die Unterteilung ihres Samples nach ‚ausländerrechtlichem Status‘ aus (1999: 68). Es ist ihr erklärtermaßen ein wichtiges Anliegen, die Wirkungsweise gesellschaftlicher Diskriminierung von Minderheiten darzulegen und vor allem *rechtliche* Benachteiligungen von Migrantinnen ohne deutschen Paß aufzuzeigen. Letzgenanntes Problem haben dagegen die von mir befragten Frauen insofern gelöst, als sie allesamt die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen hatten. (Als ‚Migrantinnen der 2. Generation‘ standen ihnen keine unüberwindlichen rechtlichen Hindernisse im Wege – siehe Abschnitt 4.2.)

Es ist Gutiérrez-Rodríguez durchaus darin zuzustimmen, daß es wichtig wäre, weitere ‚Vergleich(e) intellektueller Migrantinnen aus den verschiedenen Migrationskontexten anzustellen‘ (1999: 67). Mein Projekt, zwar ein ‚national-homogenes‘ Sample vorzustellen, aber gleichzeitig die *Heterogenität* innerhalb der aus der Türkei migrierten Personen-

¹ Für ‚ethnische‘ Gruppen bietet Elwert als Definition an: ‚...*family-comprehending* social categories, which ascribe themselves (or are ascribed by others) an (exclusive or multiple) identity‘ (1997: 78, Zitat entnommen: Löwe 2001: 86f). Dies bedeutet aber kein ‚Substrat gemeinsamer Sprache, gemeinsamer Kultur oder gemeinsamer Abstammung‘, wovon lange auch wissenschaftliche Autoren ausgingen (ELWERT 2001: 247). Bei polit-ökonomischen Interessenskonflikten dient aber nach wie vor die Zuschreibung quasi-natürlicher Merkmale an Mitglieder ‚ethnischer‘ Gruppen als Legitimationsgrundlage für Differenzierungs- und Hierarchisierungsvorgänge. Zugunsten suggerierter Gruppenhomogenität werden heterogene Elemente ausgeblendet. Daher setzte ich Bezeichnungen, die zur Wortfamilie ‚Ethnie‘ gehören, in einfache Anführungszeichen.

Zu ausführlicher Kritik an der Konstruktion von ‚Ethnizität‘ i.Z.m. Migration(sforschung) siehe Bommes (1996), Elwert (2001), Gutiérrez-Rodríguez (1999: 32f), Otyakmaz (1995: 15-55), Rätzl (1994: 17f).

² Dies erweckte zunächst den Eindruck, daß es ihr v.a. darum ging, *Gemeinsamkeiten* von Migrantinnen unabhängig von nationaler Abstammung herauszuarbeiten. Im Schlußteil hebt sie jedoch neben der Bedeutung der Generation wegen des aufenthaltsrechtlichen Status (ein Problem, dem sie neben der ‚Geschlechtsethnisierung‘ absolutes Primat einräumt) die bei ihren Interviewpartnerinnen generell zutage getretenen *Unterschiede* hervor (‚eine Migrantin ist auch nicht gleich Migrantin‘ (S. 252)).

gruppen aufzuzeigen¹, stellt einen Schritt dar, den sie gewissermaßen übersprungen hat². Dieser Schritt erscheint mir jedoch unter zwei miteinander verquickten Aspekten noch wichtig: **1.** Migrant/-innen türkischer Herkunft repräsentieren die zahlenmäßig größte Minderheit in Deutschland³ und gelten gleichzeitig als die ‚exotischste‘ Gruppe aus den ehemaligen Anwerbeländern (von den zahlenmäßig unbedeutenden Marokkanerinnen und Tunesierinnen abgesehen). Das Erscheinungsbild von Frauen türkischer Herkunft gilt „gemeinhin als Gradmesser für die Integrationsbereitschaft“ (ZfT 1995: 11). **2.** In der breiten Masse der einheimischen Bevölkerung werden die Unterschiede innerhalb der sog. türkischen Community⁴ nach wie vor viel zu wenig wahrgenommen. (Vgl. Fischer/McGowan: „The example of the Turks, the largest ethnic minority in Germany and one of those subject to most prejudice and discrimination, shows the increasing diversity of strategies between integration, ethnic isolationism and denial of ethnic identity, reflecting the diversity within the ethnic minorities themselves“ (1996: 1).)

Durch den Status als ‚Gastarbeitertöchter‘ sind die Interviewten zunächst mit der Hypothek kollektiven Verlaufskurvenpotentials⁵ belastet. Es stellt sich aber die Frage, wie es den Frauen gelingt zu verhindern, daß ihre individuelle Verlaufskurve mit der kollektiven

¹ In der von Anja Löwe im November 2001 eingereichten Diplomarbeit zum Thema „junge alevitische Frauen“ in Berlin, werden nochmals Heterogenitäten innerhalb ‚einer Minderheit der türkischen Minderheit‘ sehr anschaulich herausgearbeitet.

² Mein Sampling war bereits weitgehend abgeschlossen, als ich im Frühjahr 2000 die Dissertation von Gutiérrez-Rodríguez erwarb. Nachdem ich mich von der seelischen Erschütterung erholt hatte, die das Erscheinen einer thematisch so ähnlich angelegten Studie mitten im Entstehungsprozeß meiner eigenen auslöste, sah ich dann aber zu meiner Erleichterung keine Notwendigkeit, nachträglich den Schwerpunkt meiner Arbeit zu verändern, da er von vornherein anders als der Gutiérrez-Rodríguez'sche gelagert war.

³ Zur Jahrtausendwende leben ca. 2 Millionen Menschen türkischer Herkunft mit ‚Ausländerstatus‘ in der Bundesrepublik (BBBA 2000: 17; Migrationsbericht 2001: 81, Tabelle 15). Nach „Untersuchungen des Zentrums für Türkeistudien gab es bis Ende 2000 inklusive der Neugeborenen bereits 470.000 Deutsche türkischer Abstammung“ (Perşembe Nr. 25 v. 1.3.2001, S. 1).

⁴ Aus diesem Grund verwende ich den „in der deutschsprachigen Migrationsforschung ... inzwischen ausschließlich (benutzten) anglo-amerikanischen Begriff der (*ethnic*) *community*“ (TREIBEL 1990: 136) mit Vorbehalt – auch wenn er ohnedies nie anders als eine schwammige Sammelbezeichnung gemeint ist (s. auch Treibel 1990: 163). Nicht ganz synonym zu ‚türkischer Community‘ gebrauche ich ‚eigenethnisches‘ Umfeld: Damit meine ich in leichter Unterscheidung zu der oben zitierten Elwertschen Definition (1997: 78) von „ethnischer Gruppe“ den begrenzteren Personenkreis von Verwandten und Wahlverwandten: Freunden, Bekannten sowie Nachbarn türkischer Herkunft, zu denen mehr oder weniger freundschaftliche Beziehungen unterhalten werden, auch wenn diese z.B. innerhalb der Türkei einer anderen Minderheit bzw. ‚Ethnie‘ zugerechnet würden.

⁵ „Verlaufskurve“, „Verlaufskurvenpotential“ etc. verwende ich nach Schütze: „Der Begriff der Verlaufskurve steht in Opposition zum Begriff des geplanten und beabsichtigten Handelns“ (1987: 114). Zur näheren Erläuterung dieser Begriffe s. übernächsten Abschnitt (1.5).

Verlaufskurve verschmilzt¹. In der vorliegenden Studie wird versucht, vor dem Migrationshintergrund² die Biographien bildungserfolgreicher Frauen herauszuarbeiten. – Lassen sich überraschende Praxen als Antwort auf Probleme entdecken, die der Migrationssituation geschuldet sind? Erschließen ihnen ihre Lebenskonstruktion kreative Potentiale, die sie z.B. zu einer flexibleren Reaktion auf die Globalisierung befähigen als in der Lebenspraxis einheimischer Bevölkerungsteile erkennbar (s. Apitzsch 1999: 481f)?

Vor Beginn der Interviews war mein Blick noch stark auf den Diskriminierungsaspekt fixiert. Diese Perspektive verschob sich im Laufe der Untersuchung. Rückt die ‚Opferposition‘ zu stark ins Zentrum, werden die Widerstandsmomente auf ein marginales Phänomen reduziert (LUTZ 1991: 5). Die Machtstrukturen der jeweiligen Gesellschaften bieten allen unterdrückten Gruppen auch Orte innerhalb des Herrschaftssystems an, an denen sie aktiv sein, sich als selbstbestimmt erleben können. Dies mag seitens der dominanten Mehrheitsgesellschaft zum Zwecke der Struktur- und Systemerhaltung intendiert sein. Sie eröffnen aber den Betroffenen „für eine Befreiung wesentliche Differenzen“ (RÄTHZEL 1996: 212). Dies gilt es mir nun darzustellen. Gutiérrez-Rodríguez, die erklärtermaßen einen anderen Schwerpunkt hatte, formuliert als Forschungsdesiderat, die Berufschancen von Bildungsaufsteigerinnen mit Migrationshintergrund qualitativ und quantitativ zu untersuchen (1999: 79). Letzteres wäre allerdings aus statistischen Gründen schlecht möglich³. Bevor (im nächsten Abschnitt) methodische Fragen angeschnitten werden, folgt noch die Auflistung der zu Beginn dieses Abschnitts angekündigten Autor/-innen (die vollständigen Angaben sind der Literaturliste zu entnehmen):

Zur *MIGRATIONSGESCHICHTE*: Abadan-Unat 1985: 203-208 (ausführl. Darstellung der 60er und 70er Jahre), Çağlar 1990: 3f, Greve 1998: 12-18 und Greve 2001: 5f (Türken in Berlin), Gutiérrez-Rodríguez 1999: 17-26 (unter bes. kritischer Beleuchtung der staatlichen Aufenthaltsregelungen), Huth-Hildebrandt 1992: 15-22, Klinkhammer 2000: 82-95 (mit Hauptgewicht auf der Entwicklung des islamisch-religiösen Lebens), Mişçiyazgan 1992: 31f, Münz/Ulrich 2000: 23-43 (Migration und Bevölkerungsentwicklung), Lutz 1991: 1-33 u. 183-189 (v.a. Entwicklung der „Ausländersozialarbeit“ mit „muttersprachlichen Expertinnen“), Riesner 1990: 1-4, Schulz 1992: 127-129, Şen 1996 (1-22), Spuler-Stegemann 1998: 36-38 (islamisch-religiöses Leben), Treibel 1990: 86-121 (mit starker

¹ Nachdem bis Anfang/Mitte der 90er Jahre ein steter Anstieg der ‚Bildungsbeteiligung‘ von Migrant/-innenkindern zu verzeichnen war, ist die Tendenz um die Jahrtausendwende eher stagnierend: Der Anteil von Jugendlichen aus Migrant/-innenfamilien, die beispielsweise das Gymnasium besuchen, liegt seit einigen Jahren relativ konstant bei knapp 10 %. (Siehe dazu genauere Angaben im Schlußkapitel und statistisches Material im Anhang.)

² Dabei wird die Situation von Migrant/-innen v.a. unter sozialen (und nicht unter ‚kulturellen‘) Gesichtspunkten betrachtet (vgl. Gutiérrez-Rodríguez 1999: 163).

³ Dieses Problem geriet Gutiérrez-Rodríguez wahrscheinlich deshalb nicht ins Blickfeld, weil sie Migrantinnen, die die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen haben, gar nicht thematisiert.

Beleuchtung volkswirtschaftlicher Aspekte), Wolbert 1995: 10-13 (vor allem Ein- und Rückwanderungsbewegungen), Zentrum für Türkeistudien (ZfT) 1996: 15-31. Ferner zu empfehlen ist als illustrative Ergänzung die Lektüre der autobiographischen Romane von Renan Demirkan („Schwarzer Tee mit drei Stück Zucker“) und Emine Sevgi Özdamar („Die Brücke vom Goldenen Horn“).

Zur *MIGRATIONSFORSCHUNG* (mehr oder weniger kritisch¹ aufgearbeitet): Apitzsch 1990: 60-126 („Migration als Gegenstand der Biographieforschung“) und 36-59 („Migration als Gegenstand der Bildungsdiskussion“), Bommes 1996 (methodenkritisch), Gutiérrez-Rodríguez 1999: 66 (dekonstruktivistisch – s. oben), Gümen 1996 (feministische Migrationsforschung), Karakaşoğlu-Aydın 2000: 44-97, Lutz 1989: 32f, Rosen 1997:3, Schulz 1992: 129-225 (kommentierte Bibliographie), Treibel 1988 (wissenschaftstheoretisch / Grundlagenforschung), Westphal 1996, Wolbert 1995: 14-29 (Remigrationsforschung).

1.3 Kurzdarstellung des methodischen Vorgehens

In der vorliegenden Studie wird der *Zugang über Biographien* gesucht, was – auch – mit der Praktikabilität (Umsetzbarkeit des Forschungsvorhabens) zu tun hat. Das zugrunde gelegte methodologische Konzept sieht vor, daß Erkenntnisse über die vergleichenden Interpretationen von Einzelfällen gewonnen werden (vgl. Dausien 1996: 125). Näherem zum Vorgehen und zu methodischen bzw. methodologischen Überlegungen, welche die Herangehensweise und den Aufbau dieser Studie prägen, ist – wie eingangs erwähnt – im Anhang ein eigener Abschnitt gewidmet. Hier soll vorerst v.a. das daraus abgeleitete Verfahren kurz dargestellt werden.

Die *Festsetzung der Eckdaten zur Rekrutierung der Interviewpartnerinnen* (Bildungsinländerinnen formal türkischer Herkunft mit abgeschlossener Hochschulausbildung) bzw. die Kriterien dafür werden im nachfolgenden Abschnitt etwas genauer erläutert. Die Grundeinheit ist nicht bekannt, denn verlässliche quantitative Datenerfassungen sind bei Akademikerinnen türkischer Herkunft nicht möglich, da z.B. alle befragten Frauen meines Samples die deutsche Staatsbürgerschaft besitzen. Sie sind also statistisch nicht von Inländer/-innen zu unterscheiden und somit nicht zu ermitteln (vgl. Akbulut 1993: 235f, Boos-Nüning/Henscheid 1999: 6, Nohl 2001: 294). Es konnte daher lediglich versucht werden – angelehnt an statistische Angaben zu (allen) Bildungsinländer/-innen im Bericht der Beauftragten der Bundesregierung für Ausländerfragen (BBBA 2000: 252) und an Daten des Statistischen Landesamtes Berlin zu studierenden Bildungsinländer/-innen türkischer Herkunft ohne deutschen Paß (siehe Tabellen im Anhang) und quantitative

¹ Als besonders kritisch ist Michael Bommes' Artikel (1996) zu nennen, der „die Festschreibung von Ethnizität in der bundesdeutschen Migrationsforschung mit qualitativen Methoden“ bemängelt.

Erhebungen des Zentrums für Türkeistudien zur Situation von Studierenden türkischer Herkunft (ZfT 1994 und 1996) – Interviewpartnerinnen zunächst nach der Häufigkeit der gewählten Studienfächer zu rekrutieren. Diese Daten dienten jedoch nur zur groben Orientierung nach beruflichen Fachrichtungen. Mit steigender Anzahl absolvierter Interviews wurden bei den Merkmalskombinationen, die für die Fallauswahl theoretisch bedeutsam sind, weitere bzw. andere Faktoren berücksichtigt¹.

Das Auswahl- und Suchverfahren (*Sampling*) erfolgte in Anlehnung an das „theoretische Sampling“ (Glaser/Strauss)² „nach dem Prinzip des *Kontrastes in der Gemeinsamkeit*“ (BOHNSACK u.a. 1995: 14, Hervorhebung der Autoren). Die tonbandprotokollierten Interviews wurden transkribiert, einer ersten Auswertung unterzogen und danach die Auswahl für das nächste Interview getroffen (vgl. Schütze 1989: 55). Datenerhebung und Analyse gehen Hand in Hand. Die Erhebung neuer Daten ist jeweils so angelegt, daß die bisher angestellten Vermutungen falsifikatorischen Tests unterzogen werden können. Zunächst „noch weitgehend offen, unbestimmt und in verschiedene Richtungen verfolgbar“, werden die Kriterien des Samplings immer eindeutiger (WIEDEMANN 1991: 443, vgl. Dausien 1996: 126). Ziel ist das Finden eines „systematischen, methodisch kontrollierbaren Zugang(s) zu milieuspezifischen oder auch individuellen Sinnwelten“ (BOHNSACK 1993: 65). Es geht nicht um die Konstruktion von Typen, in denen die Einzelfälle vollständig aufgehen sondern um die Rekonstruktion der Prozesse, die zu der Unterschiedlichkeit in der Bearbeitung einer spezifischen Orientierungsproblematik geführt haben. Im Mittelpunkt dieser Studie bleiben dabei zwei „Core“-Kategorien³. Bei der ersten, der die größere Bedeutung zugemessen wird, handelt es sich um den Fragenkomplex

- wie weit sind die Handlungsspielräume bzw. -grenzen, die durch die Mehrheitsgesellschaft auf beruflichem Gebiet markiert werden und wie werden sie genutzt,
- welche Strategien werden entwickelt, diese Handlungsspielräume auszudehnen und Barrieren, die sowohl von der ‚Aufnahmegesellschaft‘ als auch eventuell von der ‚Herkunftskultur‘ konstruiert werden, zu durchbrechen.

¹ Anfangs achtete ich beispielsweise eher auf unterschiedliches Alter der Interviewpartnerinnen – und weniger auf ihren Familienstand. Vor Beginn der Studie war ich nämlich davon ausgegangen, daß Frauen türkischer Herkunft familienorientierter (als einheimische) seien und eher früher als später, aber jedenfalls heiraten würden. Mein ‚Alltagswissen‘ erhielt Bestätigung durch Aussagen wie jene Boos-Nünnings: „Eine türkische Frau ohne Ehemann ist den Eltern (und den Mädchen türkischer Herkunft selbst) in vielen Fällen undenkbar. Heirat, meist in einem für unsere Vorstellung sehr jungen Alter, ist selbstverständlich“ (1993: 46). Diese zunächst unhinterfragten Vorannahmen sollten sich in meinem Sample nicht bestätigen: siehe Näheres dazu in Abschnitt 3.1.6.

² Siehe Strauss 1994: 70ff.

³ Erläuterungen bzw. methodentheoretische Begründungen, weshalb es „nicht mehr als zwei (Core-Kategorien sein) sollten“, finden sich bei Wiedemann (1991: 444).

Als zweite „Core“-Kategorie stand im Zentrum des Interesses, ob und wie die befragten Frauen Berufs- und Familienleben vereinbaren können bzw. wollen.

Die Interviews wurden in Form von *biographischen Stegreiferzählungen* geführt. Zu dieser Art der Datenerhebung wird in der deutschsprachigen Literatur kaum jemand so häufig zitiert wie Fritz Schütze, der die Methodologie auf diesem Gebiet maßgeblich entwickelt und geprägt hat (s. bes. 1983 u. 1987). Daher soll ein längeres Zitat von ihm vorangestellt werden: „... Stegreiferzählungen rekonstruieren der Tendenz nach sowohl die Erlebnisrealität des Informanten zum Zeitpunkt seiner Verwicklung in die damaligen Geschehnisse als auch seine daran anschließenden Verarbeitungsanstrengungen. Sie zeigen die Prozesse und deren Mechanismen auf, die den Geschehnissen und Ereignisverwicklungen zugrunde liegen und gewissermaßen deren ‚Bewegungsprinzipien‘ ausmachen“ (Schütze 1987: 250 oder ebd. als Kurzdefinition: „Narratives Interview als systematisches Verfahren der Erkenntnisgenerierung über soziale Prozesse und die Verwicklung der Erlebnisweise der Menschen in sie“).

Für die Forschungspraxis lauten als wichtigste Grundregeln: nach der erzählungsauslösenden Frage (in Form des Ersuchens, das ‚Leben‘ möglichst von Anfang an zu erzählen) den Redefluß nicht zu unterbrechen und evtl. auftauchende Fragen lediglich zu notieren. Erst nach Beendigung der Eingangserzählung können und sollen immanente und externe Fragen gestellt werden. Hierbei ist entscheidend, gleichfalls erzählungsanregend vorzugehen (z.B.: „Könnten Sie bitte noch etwas ausführlicher über die Grundschulzeit berichten, alles was Ihnen dazu noch einfällt“). Auf der erzählerischen Ebene stellen Personen wesentlich mehr von sich und ihrem Leben dar, als sie es in eigentheoretischen Betrachtungen vermögen.

Bei der *Auswertung der Interviews* ist das Bezugsmaterial für die Interpretation das Protokolltranskript, das als dokumentarischer Bestandteil bei den Fallpräsentationen kenntlich gemacht wird. „Eine Transkription soll die Redebeiträge ... einschließlich Versprecher, Selbstkorrekturen und parasprachlicher Erscheinungen wie Lachen und Planungsfüllsilben (z.B. „eh“) ... so genau wie möglich aufzeichnen“ (SCHÜTZE 1987: 102). Die Trennung von Daten und Interpretation gewährleistet Außenstehenden die intersubjektive Überprüfbarkeit der Interpretationsleistung (BOHNSACK 1993: 128) und bietet prinzipiell die Möglichkeit, zu eigenen Interpretationen zu gelangen. (Dies ist beispielsweise bei der teilnehmenden Beobachtung in deutlich geringerem Maße sichergestellt, „denn dort haben wir es mit einer Gleichzeitigkeit der Sammlung und Analyse von Daten zu tun“ (GLASER/STRAUSS 1979: 92, entnommen: Bohnsack 1993: 128).)

Aus dem ersten Sample (jene 21 der 23 geführten Interviews, bei denen die befragten Frauen die ‚Grundvoraussetzungen‘ erfüllen bzw. deren demographische Merkmale den

festgelegten Eckdaten entsprechen) wurden fünf Fallbeispiele für das zweite Sample¹ ausgewählt. Das Hauptkriterium bei der Auswahl war die berufliche Verortung zwischen ‚ethnischer Nische‘² und deutschem Arbeitsmarkt (was jedoch keineswegs *insgesamt* ein bipolares Verortungskonstrukt meinerseits darstellen soll)³. Während des Forschungsprozesses kristallisierte sich die Frage heraus, ob und welche Konstellationen von Sozialisationsprozessen überhaupt die Bereitschaft, in einem deutschen Arbeitsumfeld tätig zu werden, stärken oder mindern – abgesehen von formalen Voraussetzungen wie Qualifikationen etc. Diese Dimension wird bereits beim ersten vorgestellten Fall (Aylâ) empirisch faßbar, ihre Evidenz erschließt sich aber erst durch den Kontrast mit Elif. Meine Aufmerksamkeit richtete sich vor Beginn der Interviews eher auf Bedingungen und Bereitschaft der Mehrheitsgesellschaft, Erwerbstätige türkischer Herkunft zu akzeptieren. Das Problem, welche psychische Belastung es für diese in hohem Maße ‚bildungserfolgreichen‘ Frauen (immer noch) bedeuten kann, in deutschem Arbeitsumfeld berufstätig zu sein, war mir anfangs kaum bewußt.

Die biographischen Stegreiferzählungen werden hier im Rahmen der Dokumentation bei zwei – maximal kontrastierenden – Fallbeispielen (Aylâ und Dilek) fast zur Gänze wiedergegeben, bei den anderen drei Fällen lediglich auszugsweise. Die analytischen Anstrengungen bei der Durchführung der „strukturellen Beschreibung“ werden sichtbar gemacht. Es ist mir ein wichtiges Anliegen, „diese Transparenz und die damit verbundene intersubjektive Überprüfbarkeit in der Weise zu sichern, daß der Leser [bzw. die Leserin] in die Lage versetzt wird, auch eigene Interpretationen zu entwickeln“ (BOHNSACK u.a. 1995: 15). Es soll für die Leser/-innen deutlich werden, *wie* sich die Erkenntnisgenerierung vollzog, wie vorläufige Annahmen bestätigt, differenziert oder verworfen wurden und wie man bisweilen aufgrund von Vagheiten des Textes an Grenzen stieß und wichtige Fragen offen bleiben mußten (RIEMANN 1987: 58).

Dem hier Dargestellten sind die Bearbeitungsschritte der thematisch-inhaltlichen Aufschlüsselung und formulierenden Interpretation vorangegangen. Dabei fand (noch) keine sortierte chronologische Aufschichtung statt. Die Berücksichtigung der ursprünglichen Erzählgestalt mit Brüchen, Rückblenden, Vorgriffen etc. ist ein wichtiges Moment bei der Auswertung. Zeitliche Verschiebungen, Lücken, Widersprüche, Abschweifungen, Weit-

¹ Wenn im Text einfach vom „Sample“ die Rede ist, sind all jene 21 Interviewten gemeint, die die festgelegten Eckdaten aufweisen.

² Gemeint ist hier die ‚Selbst‘-Versorgung mit Gütern und Dienstleistungen im weitesten Sinne innerhalb der ‚Community‘. Differenziertere Ausführungen zu „ethnic business“, „ethnic entrepreneurs“, „ethclass“ etc. finden sich bei Treibel (1990: 149ff).

³ Darum soll es sich mitnichten handeln, denn die berufliche Orientierung allein sagt noch nichts über die gesamte Verortung aus. So ist Melis, die beruflich fast ausschließlich mit Klientel türkischer Herkunft befaßt ist, schon in zweiter Ehe mit einem Deutschen verheiratet. Melike dagegen, die bei einem deutschen Arbeitgeber beschäftigt ist, äußerte umgekehrt (übrigens mit Bedauern), keinen deutschen Freundes- oder engeren Bekanntenkreis zu haben.

läufigkeiten, vermeintliche Banalitäten usw. in den Lebensgeschichten werden nicht als erzählerische Defizite interpretiert¹, sondern auf ihren indexikalischen Aussagewert hin untersucht. Zwar wird das Augenmerk speziell auf Passagen gelenkt, welche das Untersuchungsinteresse besonders berühren. Sie sollen jedoch nicht aus dem (biographierelevanten) Zusammenhang gerissen und isoliert betrachtet, sondern im Kontext verstanden werden. Dieser Auswertungsschritt ist v.a. bei der strukturellen Beschreibung der Fallbeispiele Aylâ und Dilek nachvollziehbar.

Als nächster Schritt wird versucht, die Charakteristika der autobiographischen Darstellung herauszuarbeiten und die biographische Gesamtformung erkennbar zu machen. Es kann nicht die Frage sein, ob das Erzählte² ‚faktisch‘ stimmt, sondern wie es erfahren wurde. „Erzählungen eigenerlebter Erfahrungen sind diejenigen vom soziologisch interessierenden faktischen Handeln und Erleiden abgehobenen sprachlichen Texte, die diesem am nächsten stehen und die Orientierungsstrukturen des faktischen Handelns und Erleidens auch unter der Perspektive der Erfahrungsrekapitulation in beträchtlichem Maße rekonstruieren“ (SCHÜTZE 1987: 2, entnommen Bohnsack 1993: 105f). Der Geltungscharakter der Äußerungen ist einzuklammern, d.h. „eine Einklammerung der mit ihnen verbundenen Ansprüche auf Wahrheit und Richtigkeit“ (BOHNSACK 1993: 129 rekurrierend auf Mannheim; ausführlicher siehe Bohnsack 1993: 162ff oder 1997: 202ff).

Ziel ist die Generierung von Erkenntnissen zunächst aus dem Datenmaterial. Die Darstellung der Fallbeispiele ist konsequenterweise so angelegt, daß aufbauend auf den ersten Fall die darauffolgenden nacheinander in komparativer Analyse als Kontrastfolien herangezogen werden. „Das bedeutet, daß der zu analysierende Fall vor dem Vergleichshorizont anderer Fälle interpretiert wird. ... Die Vergleichshorizonte stehen prinzipiell unter dem Anspruch empirischer Überprüfbarkeit und damit ebenso das erst im Zuge der empirischen Forschung in komparativer Analyse herausgearbeitete Verallgemeinerbare“ (BOHNSACK 1995: 425f).

In sprachlicher Hinsicht wird bei diesen Schritten noch bewußt auf die Verwendung von soziologischen bzw. sozialanthropologischen Begriffen verzichtet, die theoretisch be-

¹ Zu forschungsethischen Überlegungen und Skrupeln, aus den Interviewpartnerinnen ‚Objekte wissenschaftlichen Interesses‘ zu machen siehe Anhang, Abschnitt h) sowie die „Danksagung“.

² Unter Erzählung wird hier verstanden, was trennscharf als Narration bezeichnet werden müßte (s. Hermanns 1991: 183) und Erzählen, Beschreiben, Argumentieren beinhaltet (s. dazu ausführlich Schütze 1987: 60-186). Aus sprachästhetischen Gründen wird eine Anwendung des Begriffs Narration in Zusammenhängen vermieden, in denen der genannten Trennschärfe keine oder sehr geringe Relevanz zukommt.

frachtet¹ sind, oder sie werden in (einfache) Anführungszeichen gesetzt (wie z.B. ‚Kultur‘). Zunächst sollen die aus dem Text hervorgegangenen Interpretationsergebnisse möglichst unbeeinflusst vom Hintergrundwissen für sich stehen. Vergleiche werden nur innerhalb des eigenen Samples angestellt. (Beim nächsten Schritt, der dem hier vorgestellten nachfolgt, werden die aus den interpretierten Fallbeispielen generierten Hypothesen und Überlegungen verknüpft mit dem theoretischen Wissen aus der Literatur bzw. dem bisherigen Forschungsstand).

Was die formale Dokumentation der Fallbeispiele anbelangt, ist aus Platzgründen und Rücksichtnahme auf die Geduld der Leser/-innen die Ausführlichkeit der Darstellung unterschiedlich. Strukturelle Beschreibungen des beinahe gesamten Textes der transkribierten Tonbandprotokolle werden nur von den Interviews mit Aylâ und Dilek durchgeführt. Bei Aylâ ergibt es sich zum einen aus der Platzierung: Beim ersten Fall sollte auch ein möglichst großer Einblick in die Vorgangsweise des Auswertungsverfahrens gewährt werden. Zum anderen prädestiniert die Art, wie Aylâ die biographische Stegreiferzählung ‚aus einem Guß‘ präsentiert und dabei sehr viele forschungsrelevante Aspekte anspricht, zu einer beinahe vollständigen Wiedergabe. Das Interview mit Dilek wurde – abduktiven Forschungsstrategien folgend – wegen seiner kontrastiven Illustrationsqualität ausgewählt. Sowohl das Interviewverhalten als auch die Erzählweise und -inhalte unterscheiden sich stark von Aylâs (Selbst-) Präsentation. Auch der familiäre Hintergrund – bezogen auf das hohe Bildungsniveau der Eltern – macht sie zu einem ‚Ausreißerfall‘. Es ging darum sicherzustellen, daß die von diesen beiden Fällen beherrschte theoretische Varianz so groß wie möglich war (s. Riemann 1987: 340).

Drei weitere Fälle werden in Form von „theoretischen Kurzportraits“ (Riemann) zur Entdeckung zentraler, auch im übrigen empirischen Material repräsentierter sozialer Prozesse vorgestellt: Die Ablaufstrukturen in den Lebensgeschichten – soweit sie aus den biographischen Stegreiferzählungen rekonstruierbar sind – werden zusammenfassend skizziert (s. Riemann 1987: 340). Bezugnahmen auf die Gesamtheit aller Interviews erfolgen in diesem Schritt lediglich bei ganz besonderen Auffälligkeiten.

Bei diesem methodischen Zugang werden die Einzelfälle in ihrer Besonderheit innerhalb des übergreifenden Rahmens dargestellt. Der übergreifende Rahmen kommt durch comparative Analyse mit anderen Fällen zum Vorschein. Die Validität „einer Fallanalyse ist nicht nur an die zunehmende empirische Fundierung des jeweiligen Falles selbst, sondern

¹ Diese Herangehensweise ist auch beeinflusst vom phänomenologischen Ansatz, dem zufolge Zurückhaltung geübt wird bei begrifflichen Festlegungen wegen der Schwierigkeit, die Bedingungen einzuengen, unter denen ein Phänomen noch mit dem gleichen Begriff bezeichnet werden kann (s. Rönsch in: Lexikon zur Soziologie 1995: 497). Gleichzeitig bin ich mir jedoch bewußt, daß es auch nicht sinnvoll sein kann, auf Definitionen von Begriffen völlig zu verzichten (s. Abschnitt 1.5). Dem Wissen um deren subjektive Beeinflussung kann allerdings nur mit dem *Bemühen* um kritische Reflexion begegnet werden (s. Anhang, Abschnitt e).

auch an die zunehmende empirische Fundierung der Vergleichshorizonte gebunden, indem an die Stelle gedankenexperimenteller Vergleichshorizonte empirische, also andere empirische Fallanalysen treten“ (BOHNSACK 1993: 136).

1.4 Auswahl der Interviewpartnerinnen

Beim Sampling wurden die ersten Interviewpartnerinnen nach beruflicher Fachrichtung und familiärer Situation (wie oben beschrieben) ausgewählt. Abgesehen davon waren lediglich folgende vier Voraussetzungen (,Eckdaten‘) zu erfüllen:

- 1) formal türkische Herkunft
- 2) Zugehörigkeit zur sog. zweiten Generation
- 3) Status einer Bildungsinländerin¹
- 4) Hochschulbildung

(Zunächst war die *Frage der Berufs- bzw. Erwerbstätigkeit* noch offen. D.h. Arbeitslose bzw. Arbeitsuchende schloß ich nicht aus. Nach etlichen Interviews und theoretischen Überlegungen erschien es zur Eingrenzung des Themas angezeigt, die Befragung auf Frauen zu beschränken, die zumindest in gewissem Umfang erwerbstätig sind (s. dazu Abschnitt 3.1.4).

Zu 1) und 2): Die Eltern sollten mit einem türkischen Reisepaß in die Bundesrepublik Deutschland eingewandert sein. Unter „zweiter Generation“ verstehe ich die Kinder der Migrant/-innen² – obwohl auch da die Grenzen manchmal verschwimmen. So ist z.B. Melis ein Grenzfall (s. Kurzbiographie im Anhang). Eine etwaige Zugehörigkeit zu einer Minderheit innerhalb der Türkei wurde dabei absichtlich außer acht gelassen³. Angaben

¹ Als „Bildungsinländer/-innen“ werden Besitzer/-innen einer in Deutschland erworbenen Hochschulzugangsberechtigung bezeichnet, die nicht gleichzeitig Inhaber/-innen eines deutschen Reisepasses sind. Am 12.3.1992 unterzeichneten die 16 Bundesländer einen Vertrag über die Gleichstellung der Bildungsinländer/-innen bei der Studienplatzvergabe (ZfT 1996: 12).

² Klinkhammer weist darauf hin, daß in der Migrationssoziologie dagegen „die Zählung in ‚Generationen‘ nach chronologischen Phasen der Einwanderung durchgeführt (wird). Unter ‚erste Generation‘ versteht man danach in bezug auf die türkischen Arbeitsmigranten die Einwanderer, die bis zum Anwerbestopp 1973 nach Deutschland immigriert sind.“ Als ‚zweite‘ und ‚dritte‘ Generation werden dementsprechend nicht nur die Nachkommen der mit Anwerbeverträgen Eingereisten bezeichnet, sondern auch alle, die ab 1973 migriert sind (2000: 16, vgl. Treibel 1990: 97).

³ Damit folge ich der gleichen Logik wie Çağlar: „The aim ... is not following up differences among the migrants from Turkey“ (1995: 321). Interessant am Rande ist in diesem Zusammenhang der nächste Satz: „None of the people cited in the text drew attention to their ethnic and religious backgrounds during the fieldwork (1987-1989 in Berlin)“. Ohne meinen Ergebnissen umfassend vorgreifen zu wollen, möchte ich darauf hinweisen, daß durchaus meine Interviewpartnerinnen häufig von sich aus auf die ‚ethnische‘ Zugehörigkeit ihrer Eltern hingewiesen und auch Erläuterungen dazu abgegeben haben. Das könnte daran liegen, daß Menschen mit türkischem Reisepaß aber unterschiedlicher sozialer, religiöser Herkunft etc. *untereinander* (evtl. aus Gründen der Höflichkeit, Schamhaftigkeit o.a.) Differenzen möglicherweise nicht thematisieren. Einer Interviewerin, deren Vorfahren nicht aus der Türkei stammen, sollten anscheinend Unterschiedlichkeiten durchaus dezidiert klar gemacht werden. (Vgl. dazu die Interviewpassagen in der Studie von Lutz (1991), in denen ihre „Informantinnen“ ausführlichst über die Situation von Minderheiten innerhalb der Türkei berichten.)

zur ‚ethnischen‘ Zusammensetzung des Samples finden sich im Anhang in der Tabelle mit den wichtigsten demographischen Daten – soweit die Interviewten sich dazu äußern mochten. Die Beschränkung auf Migrant/-innentöchter aus der Türkei erfolgte zur thematischen Eingrenzung. Als ‚Nebenprodukt‘ wird dabei die herkunftsbezogene Heterogenität der sog. türkischen Community offenbart (s. Abschnitt 1.2).

Zu 3) Die Hochschulzugangsberechtigung sollte in Deutschland erworben worden sein. Der Ordnung halber sei erwähnt: Auch jene schon als ‚Grenzfall‘ bezeichnete Melis, die erst mit 16 Jahren und bereits mit einem türkischen Reifezeugnis zu ihren Eltern in die Bundesrepublik nachzog, erwarb über den Umweg einer Fachoberschule die Zugangsberechtigung zu einer deutschen Gesamthochschule.

Zu 4) 18 der interviewten Frauen hatten bei der Kontaktaufnahme ein abgeschlossenes Hochschul- oder Fachhochschulstudium. 3 befanden sich in der Endphase des Hauptstudiums und gingen bereits einer qualifizierten Erwerbstätigkeit¹ nach. Die Medizinstudentin Ceyda legte dann im Herbst 2001 das Staatsexamen ab. Nevin gab Ende September 2001 an, ihre Magisterarbeit angemeldet zu haben. Lediglich Selcan hat ihr Studium nicht zu Ende geführt. Sie gründete mit zwei Einheimischen eine Firma, die für den Internetbereich kindgerechte Konzepte erstellt – eine Tätigkeit, für die sie durch ihr (abgebrochenes) Lehramtsstudium die nötige Qualifikation erworben hatte.

Die beiden nicht zum Sample gezählten Fälle, Ahu und Perihan erfüllten eine der genannten Voraussetzungen nicht, was erst beim jeweiligen Treffen festgestellt wurde: Ahu gehört der ersten Migrant/-innengeneration an und Perihan befand sich erst im Grundstudium und war lediglich in ‚Jobs‘ nebenerwerbstätig, die keine besondere Qualifikation erfordern (es war zum Interviewzeitpunkt weder absehbar, ob sie das Studium abschließen noch ob sie jemals einer qualifizierten Berufstätigkeit nachgehen werden wird). Wegen der illustrativen Qualität ihrer Erzählungen sind ihre Kurzbiographien im Anhang dennoch mit aufgeführt.

Um Interviewpartnerinnen zu rekrutieren, stellte ich zunächst bei größeren türkischen Verbänden, Ämtern von Ausländerbeauftragten etc. mein Anliegen vor. Dabei ersuchte ich um Verteilung der jeweils mitgebrachten ‚Info-Briefe‘ (mit angeschlossenem Kurzfragebogen zu persönlichen Daten sowie der Bitte um Kontaktaufnahme) an in Frage kommende Frauen. Der Erfolg dieser Aktionen war beinahe gleich Null²: Es meldeten sich

¹ Auf Diskussionen der Berufsförmigkeit von Arbeit u.ä. soll wegen des nebensächlichen Aspekts in den hier aufgerollten Bedeutungszusammenhängen verzichtet werden (vgl. Dausien 1996: 44).

² Hinter dieser schwachen Resonanz vermutete ich neben Desinteresse auch mögliches Mißtrauen aufgrund meiner nicht-türkischen Herkunft. Einer studentischen Forscherin türkischer Herkunft erging es jedoch ähnlich: Sie hatte über das Akademische Auslandsamt der FU Berlin Einladungsschreiben versandt. „Die Resonanz ... war überaus gering: von 300 eingeladenen Probandinnen erschienen nur fünf zur Befragung.“ (AKBULUT 1993: 236, vgl. auch Gaitanides 1989: 71)

einige wenige Studentinnen und die erwähnte Ahu, die allesamt die oben aufgezählten und auch im ‚Info-Brief‘ angegebenen Voraussetzungen nicht erfüllten. Daraufhin versuchte ich einen direkteren Weg z.B. über kleinere Vereine. Telefonisch erkundigte ich mich, ob in der Einrichtung selbst eine in Frage kommende Akademikerin tätig oder bekannt sei. Parallel hörte ich mich im weiteren Bekanntenkreis um, durchforstete einschlägige Zeitungen und Publikationen, das Branchenverzeichnis etc. nach türkischen Frauennamen u.v.m. Das ‚Schneeballsystem‘ versuchte ich dabei weitgehend zu vermeiden. Lediglich in zwei Fällen wurde mir nach dem Interview eine Freundin zur Befragung empfohlen: Die Ärztin Serpil gab mir die Telefonnummer der Bauingenieurin Nilgün und die PR-Managerin Elif nannte mir eine Kontaktadresse zur Architektin Melike. Von diesen Anschlußmöglichkeiten machte ich Gebrauch, da es vergleichsweise schwierig war, Frauen im technischen Bereich zu ermitteln – und noch viel schwieriger, jemand wie Melike zu finden, die bei einem deutschen Arbeitgeber beschäftigt ist.

Bei zwei Interviewterminen (Zehra und Serpil) waren zu meiner Überraschung Kolleginnen (Sanem und Ceyda) anwesend, die auf Wunsch der Betreffenden zugegen bleiben sollten. Daraus wurden jeweils (Mini-)Gruppeninterviews.

Es ist mir nicht gelungen, in Berlin eine kopftuchtragende Akademikerin zu finden, obwohl ich in vielen religiösen Vereinen und Organisationen nachfragte. Als ich die Hoffnung aufgab, auf diesem Wege vorwärts zu kommen, waren ungefähr zehn Interviews durchgeführt worden. Danach erkundigte ich mich bei allen folgenden Interviewpartnerinnen, ob sie eventuell von einer kopftuchtragenden Frau mit Hochschulabschluß gehört hätten, auch wenn ihnen so jemandem persönlich nicht bekannt sei. Bis auf Melike verneinten alle. Sie hatte eine Studienkollegin, die immer bedeckt an der Fachhochschule erschienen war. Allerdings sei diese Kommilitonin so unzugänglich gewesen, daß sie trotz ‚gemeinsamer türkischer Herkunft‘ auch mit der westlich gekleideten Melike keinen Kontakt pflegen wollte.

Bis auf zwei wurden alle Interviews in Berlin durchgeführt. Das Interview mit Melis kam anlässlich einer Reise zum Zentrum für Türkeistudien in Essen zustande. Die in der türkischen Niederlassung eines deutschen Konzerns beschäftigte Mina suchte ich in Istanbul auf.

Aufgrund des relativ großen Anteils an Akademikerinnen türkischer Herkunft, die als Sozialarbeiterinnen tätig sind (was nicht automatisch ihrer Studienrichtung entsprechen muß), wäre es naheliegend gewesen, so einen Fall eingehend zu beschreiben. Mit Canan als nebenberuflicher Sozialarbeiterin ist dieser Berufsstand in meinem Sample ‚unterrepräsentiert‘. Eigentlich wollte ich auch die biographische Darstellung der Sozialarbeiterin Tülay ausführlich vorstellen. Aus zwei Gründen entschied ich mich später dagegen: 1. Nach dem Interview entwickelte sich eine freundschaftliche Beziehung, die einer

analytischen Herangehensweise im Wege stand – erst recht als Tülay lebensbedrohlich erkrankte. 2. Eine Untersuchung von Sozialarbeiter/-innen türkischer Herkunft im Hinblick auf den Türkisierungseffekt der in dieses Berufsfeld ‚Reingerutschten‘ (bei meinen Interviewpartnerinnen trifft dies auf Ayten, Cansu und Ahu zu) wäre Feld für eine eigene ‚kleinere‘ Studie (z.B. im Rahmen einer Diplom- bzw. Magisterarbeit).

Gegen Mitte der 80er Jahre, als die Rückkehroption unwahrscheinlicher wurde, waren Kräfte mit der Herkunftssprache Türkisch¹ in der Sozialarbeit gefragt. Türkische Migrant/-innen aus allen akademischen Bereichen fanden – wenn auch zu schlechten finanziellen Bedingungen – die Möglichkeit, als Sozialarbeiter/-innen tätig zu werden, da es zu wenig entsprechend Ausgebildete gab (inzwischen sei aber, laut Angaben der Interviewten, auch dieser Markt gesättigt). Vergleiche Gutiérrez-Rodríguez: „Hochqualifizierte Migrantinnen finden meistens nur in sozialen Berufen im Feld der ‚Ausländersozialarbeit‘ eine Anstellung, unabhängig davon, ob sie in diesem Feld ausgebildet worden sind. Das professionelle Wissen wird dadurch abgewertet, während die nationale Herkunft zum entscheidenden Einstellungskriterium erhoben wird“ (1999: 25 unter Bezugnahme auf Baringhorst 1995: 23; s. auch Boos-Nünning/Henscheid 1999: 67, Gaitanides 1989: 71ff, Iben 1989 bes. 76, Lutz 1988a bes. 35, Rosen 1997: 46-51). Diesen Aspekt der Türkisierung und Dequalifizierung von Akademikerinnen aus anderen Fachbereichen streift Lutz relativ kurz (1991: 35 u. 188f) in ihrer sonst recht umfassenden Studie zu Sozialarbeiterinnen türkischer Herkunft. (Zum Begriff „Türkisierung“ siehe ausführlich Gutiérrez-Rodríguez 158ff).

Die Auswahl der fünf Fälle für das zweite Sample folgt, was den methodisch-technischen Aspekt anbelangt, dem Prinzip minimaler und maximaler Kontrastierung. Die inhaltlichen Kriterien dafür wurden abgesteckt im Rahmen der am Untersuchungsinteresse ausgerichteten Fragen

- werden Konstellationen erkennbar, unter denen Migrant/-innentöchter den Bildungsaufstieg leichter schaffen,
- welche beruflichen Entfaltungsmöglichkeiten haben bildungserfolgreiche Frauen mit Migrationshintergrund,
- wird unter dem Druck von Eingrenzungen vermehrt kreatives Potential freigesetzt?

¹ An dieser Stelle soll zumindest kurz erwähnt werden, daß im Alltagsgebrauch verwendete Begriffe wie „Muttersprachler“, „Zweisprachigkeit“, „Herkunftssprache“ und damit zusammenhängende Vorstellungen von Sprachwissenschaftler/-innen problematisiert werden. Z.B. ist die immer noch verbreitete Ansicht, von Geburt an bilingual aufwachsende Kinder würden beide Sprachen gleichermaßen beherrschen (‚equilingual‘), längst als irrig erkannt worden (s. Dodson 1987: 159ff, Lüdi 1987: 78ff, Wandruszka 1987: 43ff). Auch die spontan naheliegende Vorstellung, die von der Mutter oder von beiden Elternteilen gesprochene Sprache müsse automatisch die besser beherrschte und bevorzugte Sprache sein, ist durch zahlreiche Gegenbeispiele widerlegt worden (s. Dodson 1987: 161, Wandruszka 1987: 45).

Zunächst werden zwei Fallbeispiele (Aylâ und Berrin) mit ähnlichen Merkmalskombinationen vorgestellt. Die weiteren drei Fälle kontrastieren – sowohl was die Varianz der demographischen Daten (im Rahmen der festgelegten Konstanten) als auch die Interviewinhalte¹ anbelangt.

Aylâ und Berrin nutzen beide ihre – um es verkürzt und pointiert auszudrücken – ‚bikulturellen‘ Kompetenzen für ihre berufliche Etablierung. Sie gleichen jedoch damit gewissermaßen die Deklassierung, die sie durch die Türkisierung erfahren, lediglich wieder aus.

Canan gelangt im Laufe ihres Sozialarbeitsstudiums zu der Anschauung, daß sie durch die eingeschlagene Fachrichtung v.a. zu stark in der ‚ethnischen Nische‘ festsitzen würde, auf eine eingleisige ‚Migrant/-innenschiene‘ geriete und zu geringe Entscheidungsbefugnisse hätte. Vom Zweitstudium Jura erhofft sie sich größere Entfaltungsmöglichkeiten und bessere Chancen zur Behauptung in der Mehrheitsgesellschaft zu erlangen.

Dileks Ausrichtung ist vom Zufall und äußeren Einflüssen geprägt. Entsprechend nützt sie ihr ‚bikulturelles Kapital‘, wenn es sich gerade ergibt – ohne daraus gezielt Karrierestrategien zu entwickeln. Ihre unbefriedigende Erwerbssituation und negatives Verlaufskurvenpotential im Privatleben kanalisiert und kompensiert sie durch vielfältige sozialpolitische und künstlerische Aktivitäten in der Freizeit.

Elifs biographischer Entwurf zeichnet sich durch äußerst zielgerichtetes Handeln aus, was ihren Bildungsweg und die Vorbereitung der Karriere anbelangt. Türkisierungen versucht sie durch internationale Ausrichtung beruflicher Erfahrungen – bisher erfolgreich – zu begegnen.

Zur Wahl der Pseudonyme:

Die Wahl der Anfangsbuchstaben für die pseudonymen Vornamen erfolgte alphabetisch, um bei Vergleichen den Leser/-innen die Orientierung zu erleichtern. Die Abkürzung bzw. Reduzierung auf den Anfangsbuchstaben im Auswertungsteil verfolgt zwei Ziele: erstens – wieder ganz pragmatisch – eine m.E. bessere Lesbarkeit; zweitens ein gewisses Maß an Ent-Personalisierung.

Es handelt sich dabei bewußt um einen Spagat: Einerseits soll mittelbar vor Augen gehalten werden, daß nicht die Biographie von Einzelpersonen (oder gar eine *Bewertung* derselben) bei dem Forschungsvorhaben von Interesse ist; vielmehr ist die Dokumentation von Einzelfällen Mittel zum Zweck, durch Vergleiche verallgemeinerbare Aussagen zu gewinnen. Andererseits ist es mir ein Anliegen, den Eindruck vermeiden zu wollen, es handle sich bei den Interviewpartnerinnen nicht um lebendige Menschen, sondern um

¹ *Leser/-innenhinweis:* Die folgenden überblickartigen Fallcharakterisierungen nehmen Forschungsergebnisse bereits vorweg. Wer die Fallbeispiele möglichst unvoreingenommen lesen möchte, kann sie daher zunächst überspringen.

anonyme Wesen, die mit Ziffern- oder Buchstabenkombinationen (eine Methode, wie sie in der Schule um Bohnsack gerne angewandt wird) gekennzeichnet werden.

Der Widerspruch, der zwischen dem Versuch der Wahrung der Integrität der Interviewten und der Verfolgung wissenschaftlichen Interesses bei dieser Verfahrensweise zu Tage tritt, läßt sich m.E. nicht vollständig auflösen.

1.5 Erläuterungen zu verwendeten Begriffen

Begriffsbildungen bzw. -definitionen sind geistige Lieblingssportarten von Akademiker/-innen. Bourdieu verwendet im Zusammenhang mit Streitigkeiten um Fragen ‚richtiger‘ Begriffsverwendung¹ sogar martialische Metaphern: Wissenschaftler lieferten sich „Grabenkämpfe(n), in denen sie sich mit Begriffen duellieren wie die Helden alter Epen“ (2000:7).

Ohne den Gebrauch einer bestimmten Terminologie kommen wissenschaftliche Texte jedoch kaum aus. Der Kritik von Elwert an unhinterfragter Verwendung von Begriffen, die oft von „nicht einmal thematisierten Konventionen gesteuert“ wird (1989: 149) schließe ich mich durchaus an. – Ganz abgesehen davon, daß Begriffe „sehr unterschiedliche Bedeutungsumfänge haben“ können. „Die Konsequenz für uns muß sein, daß jeder allgemeine Begriff in seiner Allgemeinheit immer ‚fragwürdig‘ bleibt. Die Möglichkeit seiner allgemeinen Anwendung bleibt eine (notwendige) Hypothese, welche durch jede neue Studie in Frage gestellt werden kann (ELWERT 1989: 151f; vgl. Schiffauer 1991a: 25). „Der qualitative Feldforscher oder die Forscherin verwendet die (oft notwendigerweise vagen und vieldeutigen) theoretischen Begriffe aus soziologischen Theorien als sensiblisierende Konzepte“ (KELLE 1999: 27).

Nur einige Begriffe sollen im folgenden gesondert erläutert werden. Andere werden gegebenenfalls bei erstmaliger Verwendung expliziert.

Biographie verwende ich zumeist in umfassenderem Sinn. Biographie meint z. B. *auch* Lebenslauf, „die subjektive Ausformung des Lebens als Gesamtgestalt und die soziale Strukturiertheit der Lebensführung als Lebenslauf in ihrem Zusammenhang“ (FUCHS/KOHLI/SCHÜTZE 1989: 3)

„Biographie ist ein gesellschaftliches Konstrukt im Spannungsverhältnis von Struktur und Handeln“ (Dausien 1996: 3).

Biographische Gesamtformung umfaßt Ablaufmuster bzw. Strukturen, die durch Institutionen wie Ausbildung, Beruf und Familie geprägt sind (*milieuspezifisch, kollektiv*) als auch durch den *individuellen* biographischen Entwurf. (BOHNSACK 1993: 117, s. dazu ausführlich Schütze 1981: 103ff).

¹ Konkret bezieht sich Bourdieu an der Stelle auf die widersprüchliche Situation US-amerikanischer Akademiker in Verbindung mit neoliberalen Globalisierungstheorien.

Biographieträgerin

ist zugegebenermaßen eine unschöne Bezeichnung, eine Wortschöpfung aus der Biographieforschung, die wegen ihrer Häßlichkeit beinahe komisch wirkt. Sie trifft allerdings noch am besten, wenn auf die Frauen meines Samples Bezug genommen wird. Alle übrigen Bezeichnungen, die von mir synonym verwendet werden, weisen andere kleine Schönheitsfehler auf, was die Reinheit ihrer Bedeutungsinhalte anbelangt (ich nehme sie in Kauf):

- „**Erzählerin**“ dürfte nach der strengen Ausrichtung an festgelegten Textsorten (Erzählen, Beschreiben, Erklären, Kommentieren, Argumentieren) nur dann verwendet werden, wenn es sich bei dem Gesagten ausschließlich um eine Erzählung handelt und keine andere Textsorte auftaucht (was immer nur ausschnittsweise der Fall ist).
- „**Interviewpartnerin**“ mag ein symmetrisches Verhältnis zwischen Interviewerin und Interviewter suggerieren, das vorzuspiegeln Forscher/-innen leicht vorgeworfen werden kann (siehe Anhang).
- „**Interviewte**“ oder „**Befragte**“ vermitteln die Vorstellung eines herkömmlichen Frage-Antwort-Interviews und untergräbt etwas den Anspruch, v.a. eine „biographische Stegreiferzählung“ initiieren zu wollen (das drückt sich eben besser durch die Bezeichnung „Biographieträgerin“ aus).

Enaktierungspotentiale sind erlebnisgebundene Handlungsmöglichkeiten und -fähigkeiten, die aus einem spezifischen Erfahrungsraum entstehen.

Enaktierung = Handlungsfähigkeit (Bohnsack 1989: 345); Enaktierungen sind „Prozesse der Umsetzung der Orientierungen in Alltagshandeln“ (Ders. 1993: 134)

Interpretation: „theoretisch-reflexive Explikation des Verstandenen“ (MANNHEIM 1922-25; 1980, S. 272 – entnommen: Bohnsack 1993: 127)

Kollektive Verlaufskurve: Mitgerissen-Werden von historischen Ereignissen, z.B. Entwicklung einer fremdenfeindlichen Stimmung in einem Migrationsland (Schütze 1981: 138).

Kosten (soziale): Darunter verstehe ich negative Begleiterscheinungen bzw. Folgen von Handlungen wie z.B. Verzicht auf zwischenmenschliche Kontakte, soziale Ausgrenzung, Deklassierung, materielle Einbußen etc.

Migrant/-innen

Spätestens seit Beginn der 90er Jahre wird um politisch korrekte Bezeichnungen auch in sozialwissenschaftlicher Literatur gerungen, wo zunächst von ‚Fremdarbeitern‘, dann von ‚Gastarbeitern‘ die Rede war. Da dieses Ringen zeigt, wie heikel das Thema zu diskutieren ist (und bis heute zu keinen allseits zufriedenstellenden Lösungen geführt hat), möchte ich ausführlicher darauf eingehen:

Çağlar verwendet unbelastet von ängstlichen Vorbehalten, die z.B. deutsche Autor/-innen aufgehäuft haben, in einem englischsprachigen Aufsatz „German Turks and Turkish migrants interchangeably“ (1995: 321). In deutschsprachigen Texten findet sich die

Bezeichnung ‚deutsche Türken‘ meines Wissens gar nicht und statt ‚türkische Migrant/-innen‘ wird eher ‚Migrant/-innen türkischer Herkunft‘ gebraucht. Bei der betreffenden Personengruppe ist auch selten von ‚Deutsch-Türken‘ die Rede. Tan/Waldhoff meinen, diese Bezeichnung könne zwar verwendet werden, klinge aber befremdlich. In anderen Sprachen harmonierten solche Kombinationen besser (1996: 152). Die Autoren weisen auch an dieser Stelle darauf hin, daß ‚Deutsch-Türken‘ z.B. ebenfalls für Kinder aus binationalen Ehen benutzt werden könnte. Das halte ich für ein gewichtigeres Argument für den Verzicht auf die Verwendung dieser Bezeichnung.

Schulz findet ‚den Begriff ‚Einwanderer‘ ... auf jeden Fall geeigneter als die anderen Begriffe‘ (1992: 124f). Auch in Anbetracht häufig postulierter Entlarvung der Rückkehrwünsche von Arbeitsmigrant/-innen als ‚Mythos‘¹, kann aber m.E. nicht völlig außer acht gelassen werden, ob die Betroffenen sich selbst allesamt als ‚Einwanderer‘ bezeichnen würden. Daher sollte diese Bezeichnung nicht pauschal, sondern nur an geeigneten Stellen verwendet werden, nämlich dann, wenn der Verbleib im Immigrationsland als höchst wahrscheinlich gilt.

Der Begriff Migration hat auch den Beigeschmack von Entwurzelung. Çağlar möchte beispielsweise mit seiner Verwendung v.a. darauf hinweisen und weniger auf einen Übergangstatus: ‚The latter is used not to imply any kind of temporariness of Turks‘ presence in Germany, but to draw attention to the displaced nature of these people‘ (1995: 321). Bei Angehörigen der sog. zweiten Generation, bei denen eher anzunehmen ist, daß sie im Aufnahmeland ‚Wurzeln geschlagen‘ haben, wäre demnach die Bezeichnung Migrant/-innen fehl am Platz. Außerdem haben sie die Entscheidung zu migrieren nicht selbst gefällt oder sind überhaupt erst im Aufnahmeland geboren worden. In der Schule um Ralf Bohnsack ist daher in diesen Zusammenhängen von ‚**Migrationslagerung**‘ die Rede, ein Begriff, der von seinem Schüler Arnd-Michael Nohl in der Tradition Mannheimischer Terminologiebildung („Generationslagerung“) theoretisch entwickelt wurde (s. Nohl 1996: 22-29). Der Korrektheit halber bzw. wenn es die Akkuratessse zwingend erfordert übernehme ich diesen Begriff – vermeide dessen zu häufige Verwendung wegen des etwas artifiziellen Charakters, an dem Sprachästheten vielleicht Anstoß nehmen könnten. Sind beispielsweise sowohl die erste Generation der Migrant/-innen als auch deren Nachkommen gemeint, halte ich es für vertretbar, einfach die Bezeichnung ‚Migrant/-innen‘ zu benutzen.

Der Vollständigkeit wegen sei noch erwähnt, daß (auch) die erste Generation der Migrant/-innen nicht pauschal als *Arbeitsmigrant/-innen* bezeichnet werden sollte. Die Gründe für die Migration waren nicht immer ausschließlich ökonomische, auch wenn im Aufnahmeland eine (zumeist unqualifizierte) Erwerbstätigkeit angenommen wurde. Bei weitem nicht alle, die aus politischen Gründen die Türkei in Richtung Deutschland verließen, haben Asyl beantragt, sondern zogen den Status von ‚Gastarbeiter/-innen‘ vor. Unter ‚Arbeitsmigrant/-innen‘ verstehe ich v.a. jene, die beabsichtigten, für eine begrenzte Zeit zu bleiben, um möglichst schnell möglichst viel für eine möglichst rasche Rückkehr zu sparen.

¹ Kritisch zur Verwendung von Ausdrücken wie ‚Rückkehrmythos‘, ‚-illusion‘ etc. siehe aus soziolinguistischer Perspektive: Mihçiyazgan (1989, bes. S. 42).

Orientierungsrahmen: Diesen Begriff verwende ich wiederum nach Bohnsack: „*Negative* und *positive Gegenhorizonte* sowie deren *Enaktierungspotentiale* sind wesentliche Komponenten des Erfahrungsraumes ... sie konstituieren den *Rahmen* dieses Erfahrungsraumes“ (1993: 1).

Bezugspunkte der reflektierenden Interpretation sind „Rahmenkomponenten (negativer und positiver Gegenhorizont, Enaktierungspotentiale)“ (ders. 1989: 346).

Türk/-innen

Es erscheint (wegen der Heterogenität der Einwohnerschaft des Nationalstaates Türkei) in einem Text mit wissenschaftlichem Anspruch ‚schlampig‘ bzw. inexakt, von Inhaber/-innen türkischer Pässe pauschal als Türk/-innen zu sprechen (eine Schlampigkeit, deren ich mich zuweilen der Kürze wegen schuldig machen werde). Darüber hinaus wird m.E. absurderweise in Kreisen, die für politische Korrektheit übersensibilisiert sind, die Bezeichnung „türkisch“ überhaupt vermieden, als handle es sich um etwas Peinliches. Die Betroffenen (Menschen türkischer Herkunft im weitesten Sinne) übernehmen manchmal diese ‚schamhafte‘ Vermeidung gegenüber Angehörigen der Mehrheitsgesellschaft (s. Protokollauschnitte der Interviews mit Berrin, Canan und Elif). Andere (wie z.B. Aylâ) sehen wiederum keinerlei Veranlassung, Umschreibungen zu gebrauchen¹.

Vergleichshorizonte

Siehe „Orientierungsrahmen“. Detailliert zu (negativen und positiven) Vergleichshorizonten s. Bohnsack (1993: 134).

Verlaufskurve: von Schütze eingeführte Bezeichnung der „Ordnungsstruktur konditioneller Gesteuertheit ... in Anlehnung an Anselm Strauss und Barney Glaser (1971)“, die den Begriff „trajectory“ verwenden (SCHÜTZE 1981: 90). „Der Begriff der Verlaufskurve steht in Opposition zum Begriff des geplanten und beabsichtigten Handelns. Eine verlaufskurvenartige Haltung zum Geschehensablauf ist die der Erfahrung und Einschätzung, von übermächtigen äußeren Ereignissen getrieben zu werden“ (1987: 114) „Negative Verlaufskurven – Fallkurven – schränken den Möglichkeitsspielraum für Handlungsaktivitäten und Entwicklungen des Biographieträgers progressiv im Zuge besonderer Verlaufsformen der Aufsichtung ‚heteronomer‘ Aktivitätsbedingungen ein, die vom Betroffenen nicht kontrolliert werden können. Positive Verlaufskurven – Steigkurven – eröffnen demgegenüber durch die Setzung neuer sozialer Positionierungen neue Möglichkeitsräume für Handlungsaktivitäten und Identitätsentfaltungen des Biographieträgers“ (1983: 288). (Ausführlicher: Schütze 1981: 90ff, 1987: 226)

Kritik zur Verwendung des Konzepts „Verlaufskurve“ z.B. für ‚normale‘ berufliche Laufbahnen siehe Kohli (1981: 161ff). Siehe auch Dausien, die den Aspekt der Unvorhersagbarkeit hervorhebt: „biographische Prozesse (beinhalten) immer das Moment von Emergenz und Autonomie“ (1996: X).

¹ Am Rande eine Anekdote zum Thema Sprachgebrauch: Auf die Anfrage des Berliner Abgeordneten Ismail H. Koşan (Bündnis 90/Die Grünen) vom 5.7.1996 zur Bildungssituation von „Kindern der ehemaligen Gastarbeiter“ erhält er die lapidare Antwort: „Das Merkmal ‚Kinder ehemaliger Gastarbeiter‘ wird nicht erhoben; es ist nicht identisch mit dem Merkmal ‚deutsche Hochschulzugangsberechtigung‘“ (Drucksache 13/815, Abgeordnetenhaus von Berlin, S. 9f).

Technische Hinweise (zum Umgang mit Zitaten etc.)

Es ist in den meisten wissenschaftlichen Arbeiten üblich, doppelte Anführungszeichen („...“) für wörtliche Zitate sowie für Begriffe und Bezeichnungen zu verwenden, denen Allgemeingültigkeit zugeschrieben wird. Dagegen werden umgangssprachliche oder in bildhaft-übertragenem Sinn verwendete Ausdrücke in einfache Anführungszeichen (...‘) gesetzt. Diese Unterscheidung ist besonders für den Interpretationsteil wichtig, um Begriffe der Interviewpartnerinnen und meine eigenen auseinanderzuhalten. Es kommt dabei allerdings zu Überschneidungen, wenn es sich um Zitate von Erzählerinnen handelt, die umgangssprachliche Ausdrücke enthalten. In solchen Fällen genießt der ‚Zitataspekt‘ Priorität und werden doppelte Anführungszeichen benutzt.

Bei Wörtern und Textteilen, die in Zitaten in Anführungszeichen gesetzt sind, verwende ich i.d.R. einfache Anführungszeichen. Werden jedoch innerhalb eines Zitates selbst bereits unterschiedliche Apostrophierungen vorgenommen, weiche ich zur Kenntlichmachung auf „französische Anführungszeichen“ (« ... ») aus.

Wird bei der Zitierung eines Satzausschnittes aus grammatikalischen bzw. Gründen der Satzstellung ein Wort eingefügt (das im Originaltext auch innerhalb desselben Satzes, aber an anderer Stelle steht), benutze ich runde Klammern. Einfügungen, die *nicht* im Originaltext enthalten sind, werden in eckige Klammern gesetzt.

Nach wörtlichen Zitaten und Zitaten, die fast wörtlich übernommen wurden, stehen die Namen der Autor/-innen in Großbuchstaben. Auf diese Hervorhebung wird bei anderen Literaturangaben verzichtet, die z.B. eingeleitet werden durch „siehe“ (bei ungefähre Wiedergabe fremden Gedankenguts oder um auf vertiefende oder weiterführende Texte hinzuweisen) bzw. „vergleiche“ (bei ähnlichen Ergebnissen und/oder Erkenntnissen unterschiedlicher Autor/-innen, die mehr oder weniger unabhängig voneinander zustande gekommen sind). Ebenfalls nur mit großem Anfangsbuchstaben werden Autor/-innen genannt, wenn lediglich einzelne Begriffe, Formulierungen, Wortschöpfungen etc. übernommen werden, wie z.B.: „Neo-Muslimas“ (Nökel).

Die Verwendung von weiblichen und männlichen Endungen, vor allem wenn es sich um beide Geschlechter umfassende Generalisierungen handeln soll, hat m.E. noch keine befriedigende Lösung erfahren. In den meisten Fällen habe ich mich für die Verwendung der im Duden empfohlenen Variante mit Schrägstrich, Bindezeichen und weiblicher Endung (/innen) entschieden, die sich aber nicht immer gut durchhalten läßt. Daher wende ich mich an die Leser/-innenschaft mit der gleichen Bitte wie Bettina Dausien zu diesem Anliegen: „Ich hoffe, ordnungsliebende Leserinnen und Leser werden mir ... mangelnde Systematik verzeihen“ (1996: 9).

Transkriptionserläuterungen zu den Protokollausschnitten, die im nächsten Kapitel von zentraler Bedeutung sind, befinden sich im Anhang.

Abkürzungen für häufig gebrauchte Wendungen wie

„im Sinne von“	(i.S.v.),
„in Verbindung mit“	(i.V.m.),
„im weitesten Sinne	(i.w.S.)
„im Zusammenhang mit“	(i.Z.m.),

benutze ich manchmal in längeren Sätzen und/oder wenn es der besseren Lesbarkeit bzw. Übersichtlichkeit wegen angezeigt erscheint – auch wenn sie im Duden so nicht zu finden sind. Aus optischen Gründen lasse ich dabei die Leerschritte weg. Der Einheitlichkeit halber verzichte ich (wie es häufig in Zeitungen oder anderen Veröffentlichungen praktiziert wird) auch auf den Leerschritt bei den gängigen Abkürzungen, die lediglich zwei Wörtchen betreffen wie: z.B., u.a., m.E. etc.

Andere Abkürzungen werden bei ihrer erstmaligen Verwendung erklärt.